Philosophie und Leben

7. JAHRGANG + 7. HEFT + JULI 1931

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen.“

*Das Heft ist dem
Problem des Kriege gewidmet*

Ein Gespräch über Pazifismus

[Vorbemerkung. Die Schrift meines verehrten Kollegen Professor Dr. Ernst Horneffer „Pazifismus. Eine philosophische Untersuchung“, wurde mir von dem Verlag R. Voigtländer, Leipzig mit dem dringenden Ersuchen um „eingehende Besprechung“ zugesandt, da die Arbeit für das Schicksal des deutschen Volkes von besonderer Bedeutung sei. Ich habe diesem Ersuchen in der Weise entsprochen, daß ich den einen Unterredner (Wehrmann) die Hauptgedanken der Schrift vortragen lasse — meist im wörtlichen Anschluß an den Text, um jede Trübung durch das Medium der eigenen Auffassung zu vermeiden. — Dem anderen (Friedwalt) fällt die Aufgabe zu, eine sachliche Würdigung in Zustimmung wie Kritik freimütig zu versuchen. A. M.]

Wehrmann: Kein Gedanke und Wunsch befeelt die gegenwärtige Menschheit mit einer solchen Stärke und Tiefe wie der Gedanke des Friedens. Das ist nach den erschütternden Erfahrungen des Weltkriegs und angesichts des unheimlichen Grauens, den die noch schlimmeren Vernichtungsmittel eines zukünftigen Krieges erwecken müssen, durchaus verständlich. Aber die pazifistische Bewegung, die unsere Zeit ergriffen hat, hat Formen angenommen, die schwere Bedenken erregen müssen. Diese Richtung scheint allzu ausschweifend, allzu hoffnungselig einer gefährlichen Einseitigkeit und Unbedingtheit zu verfallen. Ein ausgebreitetes Schrifttum dient der Verfechtung dieses schroffen, völlig unbedingten und vertrauensseligen Pazifismus. Noch stärker aber und wirksamer ist die mündliche Ausbreitung dieser Idee von Mensch zu Mensch.

Friedwalt: Es muß vor allem klargestellt werden, ob Sie selbst das Ziel der Pazifisten anerkennen oder nicht.

Wehrmann: Auf Grund meiner Kenntnis der gegenwärtigen Zustände bin ich allerdings der Überzeugung: Eins der bedeutendsten, wertvollsten, unentbehrlichsten Ziele ist der Friede. Der Ruf „Nie wieder Krieg!“ ist berechtigt und notwendig, er war zu allen Zeiten berechtigt und notwendig und ist es doppelt und dreifach gegenwärtig, da wir eine so furchtbare Heimsuchung durch den Krieg erfahren haben.

Friedwalt: So sind wir denn in dem letzten Ziele, der Herstellung eines dauernden Friedens, einig.

Ich darf also auch Sie als „Pazifisten“ begrüßen. Sie fördern nur diese Bewegung, wenn Sie Mängel, die Sie an ihr finden, aufdecken, und wenn Sie Wege aufweisen, auf denen das Ziel des Pazifismus sicherer und rascher erreicht werden kann. Ich wäre Ihnen also sehr dankbar, wenn Sie Ihre kritischen Bedenken gegen die heutigen Vertreter der pazifistischen Idee näher darlegen wollten.

W e h r m a n n: Ich ziehe es vor, nicht in Einzelheiten einzugehen. Das Friedensproblem ist eines der schwierigsten und dunkelsten Probleme des menschlichen Lebens. Man muß bis in den innersten Kern der Dinge vordringen, wenn man über dieses Rätsel zur Klarheit gelangen will. An das Friedensproblem heftet sich notwendig, wenn es nur einigermaßen ernst genommen wird, eine ganze W e l t a n s c h a u u n g, und nur von dem Hintergrunde einer allgemeinen umfassenden Weltbetrachtung läßt sich dieser rätselhafte Gegenstand abheben und beleuchten.

F r i e d w a l t: Da Sie gegen die heutigen Pazifisten so schwere Bedenken geäußert hatten, hätte ich erwartet, daß Sie diese auch begründen würden. Es ist ja gegenwärtig in weiten Kreisen, die die Friedensidee überhaupt ablehnen, üblich, auf die Pazifisten zu schelten und ihnen alles mögliche Üble nachzusagen. Ich dünkte, Sie würden Wert darauf legen, mit diesen Kreisen nicht verwechselt zu werden, da Sie ja selbst Vertreter der Leitidee des Pazifismus sind . . .

Abgesehen bin ich auch gern bereit, die w e l t a n s c h a u l i c h e n Grundlagen der Stellungnahme zum Friedensproblem mit Ihnen zu erörtern.

W e h r m a n n: Es sind nach meiner Ansicht zwei große, bedeutende, machtvolle Begriffe, mit denen das Friedensproblem aufs engste und unablässig verbunden ist, zwei Begriffe sind es, die die Entscheidung fällen über die Friedensfrage, bei denen wir allein Antwort auf diese schwere Rätselfrage einholen können. Es sind dies die Begriffe „S t a t“ und „L e b e n“. Eine volle und tiefe Erfassung dieser beiden Begriffe muß erfolgen oder vorangehen, wenn man zu der Friedensfrage etwas Wertvolles beitragen will.

F r i e d w a l t: Ich bitte Sie also über diese beiden Begriffe sich zu äußern. Als der allgemeinere und grundlegende von den beiden erscheint mir der des L e b e n s. Denn der Staat ist ja nur eine der Formen, die das Leben aus sich heraus erringt.

W e h r m a n n: Wenn Sie von „Formen“ sprechen, so haben Sie damit gerade den Begriff genannt, den ich brauche, um das W e s e n d e s L e b e n s zu charakterisieren: ich sehe nämlich die t i e f s t e W e s e n s t e n d e n z d e s L e b e n s, sozusagen seinen Inbegriff, in einem „W i l l e n z u r F o r m“. Mag ein Irrationales in dem Weltgrunde und in dem tiefsten Weltgeschehen vorhanden sein, eine tragische Spannung, die

Kampf und Ringen bedeutet, dennoch ist wenigstens ein Aufstreben und Hinzieleben zur Form unverkennbar.

Schon Nietzsche hat von einer „Selbstüberwindung des Lebens“ gesprochen. Er meinte damit die Tatsache, daß das Leben von Form zu Form schreitet, stets die gewonnene Form einer zu gewinnenden Form opfert. Während Nietzsche dies als „Steigerung“ des Lebens deutet, hat Georg Simmel in seinem Buch „Lebensanschauung“ („Vier metaphysische Kapitel“) in der Formauflösung als solcher geradezu das Wesen des Lebens erblickt. Das führt zu einer wahrhaft grauenvollen Weltanschauung. Denn Simmel deutet alle Formen nur als „Stauung“, „Erstarrung“, „Zurückbiegung“ des Lebens; nach ihm gehen alle Formen aus dem rastlos rinnenden Lebensstrom nur hervor, um zersezt und zerschlagen zu werden. Die Formzerstörung wäre sonach das „Urhänomen des Lebens überhaupt“, seine „wahre Absolutheit“. In dieser radikalen Philosophie ist die Formverneinung und Formzersezung schlechthin als metaphysisches Wesen der Welt, als tiefstes Gesetz der Wirklichkeit gedeutet.

Ich für meine Person lehne diese Deutung ab. Die Form gilt mir nicht als eine „Stauung“, eine „Sackgasse“, eine „Zurückbiegung“ des Lebens, überhaupt nicht als ein Widerspruch zum Leben, sondern als Sinn und Erfüllung des Lebens, als das, worin es seine wahre Bestimmung findet. Die Form gilt mir nicht als Hemmung und Feindschaft wider das Leben, sondern als dessen Erlösung.

Die Formauflösung deute ich mir als eine Tatsache zweiter Ordnung, als eine Begleiterscheinung, als etwas, das zum Leben „hinzukommt“ und unentbehrlich ist als Durchgangerscheinung, auf daß das Leben der Anerschöpflichkeit seiner Formbildung froh werde, um immer neue und aberneue Formen zu schaffen. Denn in der Form findet und offenbart sich das Leben in seiner eigensten Tiefe; das Leben ist wesentlich Wille zur Form.

Friedwalt: Dieser Ihrer Auffassung des Lebens kann ich durchaus zustimmen. Von Interesse ist es mir auch, zu sehen, wie für Ihre Stellungnahme gegen Simmel, für Ihre von jenem abweichende Deutung der tatsächlichen Lebenserscheinungen eine Verschiedenheit letzter Wertschätzungen maßgebend ist. Das deutet darauf hin, daß wir nicht von der Erkenntnis der Wirklichkeit zu Wertideen und den daraus abzuleitenden Normen fortschreiten, sondern daß unsere Wertschätzungen maßgebend sind für die Deutung des in der Erfahrung „Gegebenen“, also für das, was wir als „Wirklichkeit“ zu „erkennen“ meinen.

Doch dies nur beiläufig! Von besonderem Interesse wäre es mir, zu erfahren, welche Folgerungen Sie aus Ihrer Wesensauffassung des Lebens für das Friedensproblem ableiten.

Wehrmann: Diese Folgerungen ergeben sich leicht, wenn man daran denkt, daß die mächtigste, bedeutsamste Form des Lebens der Staat ist, und zwar der Staat nicht nur nach seinem inneren Aufbau, sondern auch in seinen Beziehungen zu anderen Staaten.

Friedwalt: Auch ich erblicke im Staat eine bedeutsame Lebensform; aber daß Sie ihn schlechtthin als die bedeutsamste erklären: dies Werturteil scheint mir doch näherer Begründung oder wenigstens Erläuterung zu bedürfen.

Wehrmann: Mit dieser meiner Einschätzung des Staates nehme ich bewußt Stellung gegen eine Zeiterscheinung, die ich für einen schweren Irrtum halte. Das Wort „sozial“ hat einen wahrhaft verführerischen und bestrickenden Klang für die Gegenwart. Man sieht in dem sozialen Charakter des Menschen, in seiner sozialen Neigung und Entfaltung den bestimmenden Wesenszug des Menschen. Man übersieht dabei, daß der Mensch in demselben Maße auch antisozial, der Vereinigung mit seinen Mitmenschen widerstrebend und abgeneigt ist. Diese antisoziale Neigung und Außerung des Menschen ist keineswegs krankhaft, kein Abwenden von der Norm, kein seltener Ausnahmefall, der mit seinem eigentlichen und tieferen Wesen keinen Zusammenhang hätte. Dieser antisoziale Zug gehört mit derselben Kraft und Bedeutung der ursprünglichen und innersten Beschaffenheit des Menschen an. Der Mensch will für sich bestehen, in seinem eigenen, persönlichen Wesen beruhen und verharren. Gewiß drängt es ihn gleichzeitig auch zu seinen Mitmenschen, von denen er sich andererseits wieder abgestoßen fühlt, gegen deren Einflüsse und Forderungen er sich zur Wehr setzt. Dieser dauernde innere Zwiespalt der Triebe kennzeichnet den Menschen.

In diesem Widerstreit ist es der Staat, der den Ausgleich der entgegengesetzten Triebe herstellt. Denn diese innere Spannung kann selbstverständlich nicht immer und unverändert bestehen und wirksam bleiben. Dann fehlte dem Menschen jede Einheitlichkeit. Er käme nie zu einheitlichem und geschlossenem Handeln, er würde sich in diesem inneren Zwiespalt verzehren. Die Macht aber, die diesen inneren Ausgleich der Gegensätze im Menschen herstellt und durchführt, ist der Staat.

Friedwalt: Wohl mag es sein, daß im Menschen eine innere Gegensätzlichkeit besteht: etwa zwischen dem sozialen Trieb, anderen zu helfen, und dem egoistischen, nur das eigene Interesse wahrzunehmen. Aber daß gerade der Staat, diese Institution, die an sich nur mit äußeren Machtmitteln arbeitet, fähig sein soll, den Ausgleich in einer so innerlichen Gegensätzlichkeit in des Menschen Seele selbst herzustellen, das kann ich doch nicht glauben. Dazu scheinen mir eher die großen geistigen Erziehungsmächte Religion und Sittlichkeit berufen zu sein.

Wehrmann: Die Wirksamkeit dieser inneren Erziehungsmächte

will ich nicht verkleinern. Aber bei dem unbeugbaren Trotz, mit dem jeder einzelne seine Angelegenheiten, Forderungen und vermeintlichen Rechte vertritt und verfehlt, können diese rein geistigen Mächte niemals für sich ihr Ziel erreichen, wenn ihnen nicht der Staat mit seiner Gewalt zu Hilfe kommt. Ich denke dabei nicht etwa nur an die Bekämpfung von Verbrechern, auch wohlgesinnte Bürger geraten oft in Zwietracht, wobei jeder von seinem Rechte innerlichst überzeugt ist und seine Sache mit reinstem Gewissen vertritt. Nur die staatliche Zwangsgewalt stellt den Ausgleich her. Der Mensch ist nicht sozial, er wird erst sozial gemacht, und zwar durch den Staat und seine Gewalt. Der Staat ist der Schöpfer des sozialen Lebens mit allen seinen Ausprägungen und Erscheinungen.

Friedwalt: In Ihren früheren Ausführungen hatten Sie betont, der Staat sei berufen, den inneren Ausgleich zwischen sozialem und antisozialem Hang im Menschen selbst herbeizuführen. Ich hatte demgegenüber eingewendet, daß ich den Staat für derartige innere sittliche Aufgaben, die dem Einzelnen und seinem sittlichen Streben gestellt sind, für nicht zuständig halte. Aus Ihren weiteren Darlegungen ersehe ich, daß Sie eigentlich gar nicht innere sittliche Konflikte im einzelnen Menschen meinen, sondern Konflikte zwischen den Menschen. Daß hier in der Tat der Staat durch Strafrecht wie Zivilrecht für Ausgleich und Ordnung sorgen muß, das ist ja eine allgemein zugestandene Tatsache. Sie rechtfertigt aber nicht Ihre Behauptung, daß der Staat den Menschen erst sozial macht. Sie hatten ja selbst anfänglich die sozialen Tendenzen im Menschen für ebenso ursprünglich und ebenso mächtig erklärt wie die antisozialen.

Wehrmann: Diese Ansicht will ich auch nicht zurücknehmen; ja, ich gebe sogar zu, daß man den Staat selbst auf den sozialen Trieb zurückführen kann, aber es ist doch bemerkenswert, daß dieser Gesellschaftstrieb zuerst und vor allem die staatliche Gewalt aufrichten muß, um die ungebändigten Einzelwillen mit ihren Ansprüchen einzudämmen und in Schranken zu weisen, wodurch erst das soziale Leben begründet und ermöglicht wird. Abriens ist der echte Staat zugleich Hüter der Freiheit der Einzelnen; er ist berufen, auch die individuelle Kraft und deren Bewegungsfreiheit zu erhalten und zu schirmen. Darin liegt die irrationale, ich wage es auszusprechen, die metaphysische Bedeutung des Staates, daß er aus den letzten, geheimnisvollen Tiefen des Menschenlebens aufsteigt und eine Stellung über und jenseits der beiden natürlichen Grundtriebe, des sozialen und individuellen Triebes einnimmt, behauptet und durchführt, indem er den Ausgleich und die Verbindung dieser gegensätzlichen Triebe herstellt. So wird der Staat zum Inbegriff des Lebens in seiner Ganzheit. Alles dies aber

leistet der Staat nur durch seine Gewalt. Diese Tatsache verleihet der staatlichen Gewalt das sittliche Recht, die Hoheit und Würde. Der Staat ist Macht und zwar eine Macht, die jederzeit zur Anwendung schreiten kann und darf mittels der Gewalt. An dieser Macht aber hängen alle Güter und Werte des Menschenlebens.

Friedwald: Von „irrational“ und „metaphysisch“ zu reden ist heute vielfach üblich. Aber ich kann nicht finden, daß durch die Verwendung solcher unbestimmter, vieldeutiger Worte die Klarheit und Tiefe einer Erörterung gefördert wird. Jedenfalls müßte genau angegeben werden, was mit diesen Worten gemeint ist. Ich bestreite natürlich nicht, daß uns an der Wirklichkeit und insbesondere am Leben vieles geheimnisvoll bleibt, aber warum soll nun gerade dem *Staat* dieser Charakter des Geheimnisvollen in besonderem Maße zukommen? Wenn Sie wenigstens vom „*Volk*“ so hohe Worte gesprochen hätten, dann hätte ich zugestimmt; denn das Volk ist jenes geheimnisvolle Lebensganze, aus dem auch unser Leben strömt. Aber der „*Staat*“. Ist er nicht etwas sehr Nüchternes, sehr Sachliches, sehr Verstandesgemäßes? Volk wächst, Staat wird gemacht. Man sehe sich nur die Gesetzesmaschinerie an und den Kampf und die Propaganda der politischen Parteien und die Pfiffigkeiten der Diplomatie! Daß der Staat ein Machtapparat ist, darin sind wir einig. Aber eben darum kann ich Ihnen nicht zustimmen, wenn Sie ihn — gleichsam überwältigt von seiner angeblich „irrationalen“ und „metaphysischen“ Bedeutung — zum „Inbegriff des Lebens in seiner Ganzheit“ emporsteigern und von ihm „alle Güter und Werte“ des „Menschenlebens“ abhängig erklären. Für mein Wertgefühl hat alle Macht nur den Charakter eines Mittels; sie empfängt also erst positiven oder negativen Wert von dem Zweck, dem sie dient. Auch die Staatsmacht kann in den Dienst verwerflicher Zwecke gestellt werden; ihr Bestehen und ihre Anwendung ist erst dadurch gerechtfertigt, daß sie geistigen Werten dient, die wie Sittlichkeit, Erkenntnis, Kunst, Religion als Selbstwerte uns unmittelbar einleuchten. An diesen Werten innerlich Anteil zu gewinnen und sie zu fördern, ist aber Sache der Freiheit und schöpferischen Betätigung der Einzelnen. „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab. Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben.“ Darum kann ich Ihnen wenigstens in dem Punkte beistimmen, daß Sie dem Staate auch die Aufgabe zusprechen, die Freiheit des Einzelnen zu schützen. In einer Zeit, da universalistische bzw. kollektivistische Tendenzen in der Form des Bolschewismus oder Faschismus oder Nationalismus den Einzelnen zu erdrücken oder zum gleichgültigen Atom zu machen drohen und es üblich ist, jeglichen Individualismus zum Egoismus umzufälschen und zu verdammen, auch den Liberalismus als etwas endgültig Abgetanes hinzustellen, empfinde ich

es als mutig und verdienstvoll, daß Sie für das ewige Recht auch des Individualismus und Liberalismus Zeugnis ablegen. —

Indessen, wir sind von unserem eigentlichen Thema, dem Pazifismus, allzu weit abgekommen. Wollen wir nicht zu ihm zurückkehren?

W e h r m a n n: Wir sind in Wirklichkeit ihm ganz nahe. Denn da die Macht, die Gewalt zum Wesen des Staates gehört, so ist das H e e r der eigentliche Kern des Staates von Anbeginn. Wo Feindschaft gegen das Heer schlechthin besteht, da kann man sicher sein, daß ein Instinkt wider den Staat überhaupt am Werke ist, daß staatsfeindliche anarchische Gesinnung die eigentliche Triebkraft dieser Heeresfeindschaft ist. Das Heer muß jederzeit im Hintergrunde der politischen Sicherheitsorgane stehen; es ist notwendig zur Abwehr der Revolution. Wie die R e v o l u t i o n eine innerstaatliche Erschütterung und Katastrophe ist, so der K r i e g eine äußere, zwischenstaatliche. Revolution und Krieg gehören eng zusammen, sie stehen auf einer und derselben Ebene der Beurteilung und sittlichen Bewertung. Wenn Revolutionen erlaubt sind, wenn es ein sittliches Anrecht zur Revolution gibt, dann gibt es auch ein sittliches Recht zum Kriege. Gegenüber der unerhörten begrifflichen Anklarheit unserer Zeit, scheint es mir besonders dringlich und wichtig, diesen Zusammenhang klarzustellen.

F r i e d w a l t: Revolution und Krieg haben den Wesenszug gemeinsam, daß sie einen bestehenden Rechtszustand — innerhalb eines Staates oder zwischen Staaten — durchbrechen und die Gewalt an Stelle des Rechts setzen.

Wenn nun das Leben Wille zur Form ist, also auch zur Rechtsform, so bedeuten Revolution wie Krieg schwere Lebensstörungen, und wer den Willen zur Form bejaht, muß Revolution wie Krieg grundsätzlich verwerfen.

W e h r m a n n: Dem kann ich zustimmen. Aber wenn auch das Leben die Form sucht, so kann doch keine Form das drängende, quellende Leben dauernd einfangen und erfassen. Können nicht auch die Rechtsformen zu unbiegsamen Traditionen, zu legalen Grausamkeiten werden, die dem wahren Leben den unerträglichsten Zwang zumuten? Kann nicht die träge Gewohnheit, der altverjährte Besitz überkommener, ehemals zweckmäßiger, lebensentsprechender Zustände mit zäher Kraft verharren, bis eine tiefe, jähe Kluft zwischen Leben und Form sich auftut, bis die Formen der internationalen Regelungen, Bestimmungen und Abgrenzungen den wahren Lebenskräften Hohn sprechen, bis sie nichts mehr gemein haben mit den wahren Lebensbedürfnissen und Lebensnotwendigkeiten der von diesen Formen grausam gefesselten und geknechteten Völker? Ist der Staat, die stärkste Lebensform, nicht gegen die Revolution gesetzt, so sind wahrlich die leichtbeweglichen, schwankenden,

schwwebenden Formen der internationalen Lebensbeziehungen der Staaten noch viel weniger vor dem Bruch, vor der Katastrophe gesichert. Ob man diesen Bruch, die reizende Gewalttat wünscht oder verwünscht, billigt oder mißbilligt, preist oder ächtet, danach fragt das allmächtige Leben nicht.

Friedwalt: Sie betonen zwar die Wesensgleichheit von Revolution und Krieg, aber Sie scheinen mir ein sehr viel entschiedenerer Gegner der Revolution als des Krieges zu sein. Und doch dürfte die Gefahr, die heute dem Leben der Kulturmenscheit von seiten des Krieges droht, sehr viel größer sein als die von seiten der Revolution. Die Erfahrung zeigt, daß im allgemeinen die Revolutionen unblutiger, die Kriege dagegen sehr viel furchtbarer geworden sind. Und Sie haben mir schon zugegeben, daß Kriege in Zukunft noch entsetzlicher, noch vernichtender sein werden. Angesichts dessen kann ich Ihre passive Haltung nicht billigen, in der Sie sich vor dem angeblich „allmächtigen Leben“ beugen, wenn es eben Kriege herbeiführe. Schon Ihre Unterwürfigkeit gegenüber dem metaphysischen geheimnisvollen Wesen „Staat“ und seinem „eigentlichen Kern“, dem Heer, konnte ich nicht teilen — ich erinnere Sie nur an die sicher nicht unbegründete Kritik, die Nietzsche an der modernen von Hegel und Treitschke verbreiteten Staats- und Heeresvergötzung geübt hat! — Ebensovienig kann ich es billigen, daß Sie vor „dem Leben“, gleichsam wie einer göttlichen Macht, sich demütig beugen. **Wir Menschen** sind es, die den Staat und das Heer gestalten und die Kriege verursachen, und die die Revolutionen und Kriege zu **verantworten** haben. Wir wollen uns nicht dieser sittlichen Verantwortung entziehen, indem wir die Schuld dafür auf irgendwelche geheimnisvollen Mächte abschieben. Eben darum sehe ich auch eine der bedeutsamsten und dringlichsten Aufgaben der religiös-sittlichen Jugend- und Volkserziehung darin, daß sie allen zum Bewußtsein bringen, wie sehr Revolution und Krieg der tiefsten Forderung des Lebens, dem Willen zur Form und damit der Wertidee des Rechts, widerspricht und wie sehr die unheimlich gesteigerte Kriegstechnik einen neuen Krieg zwischen Kulturvölkern zu einer Art Selbstvernichtung gestalten muß.

Wehrmann: Ich bin kein Lobredner des Krieges. Die Gestaltung des Lebens erfolgt nur im Frieden. Ich sehe auch in der von den Vereinigten Staaten geforderten sittlichen Achtung des Krieges eine hochpolitische, bedeutsame Anregung. Gelangt sie zur allgemeinen Anerkennung, so bildet sie einen gewissen Schutz vor dem Krieg und wirkt nicht unerheblich zur Aufrechterhaltung des Friedens. Die innere Verurteilung des Krieges bewirkt in Zeiten der Spannung und Verfeindung eine gewisse Hemmung, daß die entscheidenden Persönlichkeiten bedenklicher und vorsichtiger handeln, länger und länger vor der Entfesselung

des Krieges zurückschrecken. Aber eine Gewähr für die Friedenserhaltung ist auch die sittliche Achtung des Krieges nicht, selbst wenn diese Gesinnung tief in das Bewußtsein der Völker eindringen sollte. Denn wenn der Gegensatz von Leben und Form die höchste Schärfe gewonnen hat, wenn die Formen und Ordnungen der internationalen Verhältnisse für ein oder mehrere Völker schlechthin unmöglich, unerträglich geworden sind, dann wird ein verwegener Staatsmann als Vollstrecker des Lebens aufstehen und eine sittliche Umtaufung, „Umwertung“ des Krieges, in eben diesem Augenblick und für eben diesen Augenblick, für die bestimmte Lage seines Volkes vornehmen, er wird das hohe, stolze Ausnahmerecht gegen die allgemeine Bewertung des Krieges verkünden, und er wird damit bei seinem Volke Glauben und Anerkennung finden.

Friedw alt: Ihre Haltung zum Pazifismus kommt mir — verzeihen Sie das offene Wort — doch etwas schwankend vor. Ihre Ver-nunft führt Sie dazu, den Krieg grundsätzlich zu verwerfen; ge-fühlsmäßig scheinen Sie aber noch von der Hochschätzung des Krieges nicht loszukommen; Sie erklären ihn für ein „hohes, stolzes Ausnahmerecht“. Sie bezeichnen ihn zudem für unvermeidlich; damit lähmen Sie aber bei allen denen, auf die Sie Einfluß haben, eben den energischen, sittlichen Willen, für die Überwindung des Krieges sich mit aller Kraft einzusetzen. Die Vielen, die uns immer wieder verkünden: eine Beseitigung des Krieges wäre sehr schön, läßt sich aber leider nicht erreichen, die machen sich damit schuldig am nächsten Krieg.

Natürlich muß die sittliche Achtung des Krieges sich verbrüdern mit dem Bemühen, solche Verhältnisse, die zu Kriegen führen können, in ihrer Unhaltbarkeit aufzudecken und mit friedlichen Mitteln, d. h. mit sachlichen Darlegungen, auf ihre Abänderung zu drängen.

Wehrmann: Ich wollte ja nur sagen, daß ich eine einigermaßen zuverlässige Gewähr für den Frieden in der „Kriegsächtung“ und selbst in dem „Völkerbund“ nicht zu erblicken vermag. Mit Kampfstoff und Kampfreiz ist Europa wie jemals zuvor geschwängert. Die Abrüstung wird nicht vor sich gehen, ja, kaum ist anzunehmen, daß sie nur um den kleinsten Schritt vorrücken werde.

Worin liegt der tiefste Grund für die bisherigen Mißerfolge zur Begründung einer dauernden Friedensbürgschaft?

Nach meiner Auffassung gibt es Dauerfrieden nur im State. Der augenblickliche Schweb- und Spannungszustand der Staaten mit der Kriegsgefahr bleibt, trotz aller Schutzmaßregeln und Hemmungen äußerer und innerer Art, oder man entschließt sich zum übernationalen Staat, zu einem Staate, der verschiedene Volkskörper mit verschiedenen Kulturen umfaßt. Ein kleines Staatsgebilde dieser Art ist die Schweiz, und die Frage lautet, ob das, was

hier im kleinen Maßstab sich möglich erweist, im weiteren Maßstabe mit dem Einschluß großer Kulturvölker möglich ist.

Man sollte mit aller Kraft auf eine Zollunion der wichtigsten Festlandsmächte hinstreben, die vor allem Deutschland und Frankreich und dann notwendigerweise auch Italien und die kleinen europäischen Festlandsstaaten umfassen müßte. Diese wirtschaftliche Vereinigung würde die Vorstufe einer engeren staatlichen Gemeinschaft bilden*). Mittel- und Westeuropa sind auf eine engere wirtschaftliche und staatliche Gemeinschaft angewiesen. Wissen sie diese nicht zu finden, so opfern und verspielen sie ihre gesamte Zukunft.

Friedwald: Diese Ihre Vorschläge halte ich für durchaus beachtenswert, und ich glaube, Sie werden in den Kreisen der Pazifisten viel Zustimmung finden. Nur muß eine solche Weiterentwicklung Europas geistig vorbereitet werden. Das geschieht aber nicht, wenn man immer nur Bedenken äußert und die Schwierigkeiten einseitig betont, sondern aus freudiger Zuversicht heraus, aus dem Glauben an die sittliche Geltung und sieghafte Kraft der Rechts- und Friedensidee, als einer vom Leben selbst geforderten Form.

U. M.

Zur religiösen Sinnbedeutung des Krieges

Von einem Leser wurde mir der nachfolgende Aufsatz „Zum Gedächtnis unserer Gefallenen“ zugesandt mit der Bitte um Stellungnahme. Der Aufsatz ist verfaßt von dem Konsistorialrat D. Dr. G. von Rohden; er erschien in der Bremer Kirchenzeitung, 4. Jahrg., Nr. 2, vom 10. März 1931.

„Ich muß zur Front. Muß wieder hören, wie die Geschosse röhrend emporsteilen und im Tal der Verödung verhallen. Ich muß zu meiner Kompanie, sie sind alle jetzt sehr geschwächt. Ich muß Fühlung mit dem Feinde nehmen. Ich kenne übertrieben deutlich die Gefahr. Ich muß aber

*) In der Forderung eines übernationalen Staates stimmt Prof. Horneffer überein mit Prof. Friedrich Wilhelm Foerster. Doch meint dieser, daß die staatliche Einigung der Zollunion vorausgehen müsse. In seinem Organ „Die Zeit“, 1. April-Heft, 1931, S. 203, begründet Foerster seine Ansicht also: „Warum mußte die europäische Zollkonferenz in Genf mit einem Fehlschlag enden? Genau aus dem gleichen Grunde, aus dem die Abrüstungskonferenz keinen Erfolg haben konnte.“ Abbau der Zollgrenzen ist Abbau der Mittel der Selbstversorgung für den Fall eines neuen Krieges. Gebt Sicherheit gegen den Krieg — und Abrüstung, und Abbau der Zollgrenzen im Gefolge internationaler Arbeitsteilung vollziehen sich fast automatisch. Der Versailler Vertrag war in dieser Beziehung durchaus logisch. „Das Genfer Protokoll war unabweisbar in seinen Bestimmungen betreffend gegenseitiger Hilfe der Völkerbundsmitglieder gegen einen Angreifer enthalten. Solange diese Bestimmungen nicht in Kraft gesetzt und mit allen Garantien umgeben werden, ist die Genfer Organisation keine ‚société des nations‘, sondern ein ‚debating club‘ der Nationen. Und kein Staat wird seine Souveränität auch nur in kleinen Dingen wirklich preisgeben und auf die Völkerbundszentrale übertragen, solange diese ihm nicht den Schutz garantiert, den er bisher in seiner Eigenvollmacht gefunden hat.“

wieder unter dem Tode leben.“ — Das ist wohl das stärkste Wort aus den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“*), das Wort eines blutjungen Philologen, des Helmut Zschoppe aus Wien, der es im Feldlazarett nicht mehr aushalten kann und hinausstürmt in die Schlacht. Nicht im Überschwang der allgemeinen ersten Kriegsbegeisterung, sondern im September 1917, als die Geister schon ermattet waren, sehenden Auges dem Tode entgegen, in dem er dann acht Tage später sein Schicksal erfüllte. Das heilige Muß reizt ihn fort.

„Unter dem Tode leben“, ein Widerspruch in sich, eine „Paradoxie“. Doch war nicht der ganze Krieg ein großer Widerspruch, ja, eine schauerliche Sinnwidrigkeit? Aber eben in seiner Furchtbarkeit, die alles Menschenmaß überstieg, war er das gewaltigste Erlebnis: „Dieser Krieg ist eben das größte Erleben, das es geben kann,“ meint der Theologe Johannes Haas aus Schleswig, der nach dem germanischen Spruch „Treu leben, tod-trozend kämpfen, lachend sterben“ möchte, in „furchbarem Ringen mit uns selbst.“ Und insofern „verroht“ der Krieg, wie man ihm sonst mit Grund nachsagt, das edlere Gemüt nicht, sondern läutert und vertieft es. Er lehrt den Sinn des Lebens, der schließlich nur unter dem Gesichtspunkt des Letzten, des Endes, des Todes zu verstehen ist**). Denn „Leben unter dem Tod“, das ist kein kummervolles, verängstetes Leben, das ist vielmehr Leben in seiner höchsten Steigerung. „Unter dem Tode“ lernt man das Leben erst richtig erkennen und schätzen. „Wie schön das Leben ist, erkennt man erst hier draußen, wo es auf dem Spiel steht“, heißt es da. Gerade dann, wenn man „den Verlust des Lebens nicht hoch einschätzt“, gerade da, wo „das Leben einen Dreck gilt“, wo man einem „das Leben nehmen will“, da wird, so widerspruchsvoll es auch klingen mag, die rechte „Lebensfreude gelernt“. Das grauenvoll Furchtbare ist zugleich das lockend Reizvolle. Die Soldaten, die ständig vor dem Tode stehen, sind „glücklicher“ als die Gesicherten. Denn sie leben hier naturhafter, unmittelbarer, intensiver, erfassen inbrünstiger das „herrlich schöne Leben“. „Eine unbändige Freude steckt doch in all unseren Kerls.“ Kindliche Freude. Sorglos wie die Kinder können sie im Granatenhagel auf die Birnbäume klettern, um die reife Frucht herunterzuholen.

Die Freude zunächst an der Natur geht ihnen so

*) Kriegsbriefe gefallener Studenten, herausgegeben von Prof. Dr. phil. Wittkopp in München bei Georg Müller, 342 S., die umfassendste derartige Sammlung.

***) Diese und die im Folgenden gesperrt gedruckten Sätze waren vom Einsender angestrichen; sie haben, wie seine Bemerkungen zeigen, hauptsächlich seinen Widerspruch erregt.

recht im Kriegsleben auf, wo sie den ganzen Tag draußen weilen und beobachten, die Freude an den blühenden Blumen und singenden Vögeln, den „prachtvollen Gegenden“, den wechselnden Landschaftsbildern, an der Lieblichkeit des Aisne- und Dife-Tals, der Großartigkeit der Karpathen, an den Dünen von Ostende und der Steilküste des Schwarzen Meeres. „Der Krieg hat herrliche Augenblicke“, bezeugen sie. „Auf dem Marsch genoß ich die ganze Freude des Wandervogels.“ Die Schönheiten von Gottes Erde werden ganz neu von denen gesehen, die stets bereit sein müssen, von dieser schönen Erde Abschied zu nehmen. Zumal in der einzigartigen stolzen Freude des Luftkämpfers, des Fliegers. Der Kontrast steigert die Empfänglichkeit für den Genuß, auch für die Kunst. Und ebenso lernt der Soldat seine Mitmenschen mit völlig neuen Augen anschauen, auch die Feinde! Was der „gute Kamerad“ bedeutet, erfährt er doch erst richtig draußen im Felde, wenn er unter den Strapazen des Marsches und des Schützengrabens, im Kugelregen auf die Hilfsbereitschaft und Treue des Kameraden angewiesen ist. Da will man es nicht besser haben als die anderen, „man schämt sich“, mit Gaben der Heimatsendungen reichlicher bedacht zu werden. Man lernt Menschen kennen, wie jenen Pionier, der die noch nicht explodierte Granate nicht, wie er gekonnt hätte, von sich wirft, weil sie dann den Kameraden den Tod gebracht hätte, sondern sich selbst von ihr zerreißen läßt, oder jenen schwer Verwundeten, der die Sanitäter bittet, zuerst den älteren Kameraden aus der Feuerlinie fortzutragen, und geduldig wartet mit der Zuversicht: „Du läßt mich doch nicht im Stich, Kamerad!“ — Nicht minder steigert die Verantwortung der Führerschaft die Lebensfreude, das Bewußtsein, Leben und Tod eines ganzen Zuges verantworten zu müssen, der edle Stolz, durch eigenes Vorbild die Leute im entscheidenden Augenblicke mitreißen zu können, für sie einzustehen, so daß sie „wie Kinder an dem Führer hängen“. Dazu eine lautere, innige Vaterlandsliebe, die ihre Echtheit im Ernst der Todesbereitschaft bewährt. „Die Begeisterung für unsere heiligste Pflicht nimmt mich ganz in Anspruch“, schreibt ein Mediziner. „Dürfte ich mein Leben lassen für unser Deutschtum, für mein Vaterland — ich würde als ein Glücklicher sterben.“ — „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen.“

Diese Kampfesfreudigkeit wird nur zum geringsten Teile von Abenteuerlust und dem altgermanischen kriegerischen Instinkt genährt. Unsere Feldsoldaten haben keineswegs ihr Auge gegen das Entsetzliche des pflichtmäßigen Menschenmordens verschlossen. „Das Schlachtfeld“, heißt es, „ist eine viehische Barbarei und unfägliches Elend.“ „Es ist schaurig,

in stockdunkler Nacht das Leben in einem starken Strom hinwegrauschen zu hören.“ Auch die natürliche Todesangst wird durchaus nicht verschwiegen, sie kommt ergreifend zu ihrem Recht. Es ist also nicht frivoler Leichtsinn oder brutale Stumpfheit, die an der grauenvollen Todeswirklichkeit vorbeisieht. Im Gegenteil, das Kriegsleben zwingt zu einer tiefen „Auseinandersetzung mit dem Tode“, dem „immer gegenwärtigen Tode“. Da gibt es nun wohl einen stolzen Todestrog: „Tod, hier hast du mich, aber aufrecht und nicht zu billig sollst du mich haben.“ Aber was so von „Todesberachtung“ oder gar von einem „Rausch der Todeslust“, der durch das junge Deutschland hindurchgehe, geschristfstellert wurde, das wird von den Feldgrauen als bloße „Literatur“ gekennzeichnet. „Leben wollen wir, bewußt oder unbewußt, mit unerhörter Intensität.“ „Wo aber steht es geschrieben“, fragt solch ein Tapferer weiter, „daß ich von allen übrigbleiben soll, ein anderer für mich fallen soll? Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich, und ich sollte übrigbleiben? Warum ich?“ Genug, man steht nun mit dem Tode auf Du und Du und hat ihm gelassenen Blickes ins Auge zu schauen. „Da wird dann die Seele im Angesicht der Ewigkeit ganz stille.“ Es gilt, dem Schicksal zu gehorchen, aber eben im Gehorsam es unter die Füße zu zwingen. „Denn“, sagt der Theologe Rohwedder, „ein Mensch fühlt sich erst selbständig und frei, wenn er sich dazu gebracht hat, sein Leben jederzeit missen zu können.“ Das ist es. Es geht im Kriege um die höchste Lebenskunst, um das „Sterbenkönnen“. Dann erst wird man im Vollsinne seines Lebens inne, wird seiner Herr, wenn man vor der Aufgabe steht, „es in Freiheit zu lassen.“ Das ist dann der echte „Kriegsfreiwillige“.

Und dies bedeutet nun nicht ein bloßes Verzichten auf das Leben und seine Güter, nicht nur eine pflichtgebotene Resignation. Die Reifsten gelangen vielmehr in dem gesteigerten Lebensgefühl Auge in Auge mit dem Tode zu einem neuen Lebensinhalt. Der Tod eint sich mit dem Leben. „Glaubt mir“, schreibt der junge Otto Braun an seine Eltern, „nie hab' ich mehr gewünscht, weiter zu leben, stärker und glühender die Schönheit des Daseins, seinen Sinn gefühlt und geahnt als hier, wo ich zum ersten Male in meinem noch kindlichen Leben dem Tode ins Auge blickte. Zum Leben gehört der Tod und zum Kampfe gehört der Tod, es wollen aber beide nur den sieghaften Triumph, und der Tod erscheint weniger furchtbar, wenn man seine Notwendigkeit fürs Leben begreift.“ Oder wie Franz Dibelius singt:

Kein Rätsel ist so groß, so bitter keine Not,
 Als daß sich alles Leben muß heben aus dem Tod.
 So selig ist kein Los, so heilig kein Gebot,
 Als sich für vieler Leben zu geben in den Tod.

So rangen unsere Besten im stellvertretenden Leiden mit den Rätseln von Tod und Leben, und aus tiefster Schau sprach es einer von ihnen, Norbert von Hellingrath, aus: „Ich glaube, so furchtbar war die Welt noch nie, als in unseren Tagen, aber auch noch nie so zu geheimsten Wundern bereit, heimlich aufstönend zu einem Chor des Wunderbaren.“ Ja, es ist so, wie der Reichskunstwart Edwin Redslob in seinem kostbaren Buch „Vermächtnis“*) einleitend sagt: „Nie hat auf einer Zeit das Wissen vom Tod bestimmender gelastet, nie hat sich ein ganzes Geschlecht früher und tiefer mit den letzten Dingen auseinandergesetzt als die Generation, auf welche die Opfer des Weltkrieges fielen. Dem Sterben sich entgegendrängend wie einem Vorrecht, so fand die Jugend des Weltkrieges Worte der letzten und tiefsten Prophetie, in denen sich Drang und Ruf der Frühe heilig verbindet mit dem freien Schauen, wie es sonst nur dem Alter zuteil wird, dem Enden und Vollenden in eines wächst.“ Er hebt dann insbesondere das Wort des Künstlers Franz Marc hervor: „Es gibt nur einen Segen und Erlösung: den Tod, die Zerstörung der Form, damit die Seele frei wird.“ — Höher hinauf aber greift doch wohl Walter Flex, der dies ungeheure Lebens- und Sterbensrätsel des Krieges unter das letzte Licht, unter das Kreuz stellt, indem er unsere teuren Toten anredet: „Ein paar regenverwaschene Zeilen, ein paar schwarze Lettern geben uns Kunde von Eurer fernen Sterben. Und seither fühlen wir Euer stilles, geisterhaftes Arbeiten an uns und in uns. Wir spüren, wie ihr uns besser und gotteswürdiger macht, Ihr heiligen Werkmeister, die Ihr das gute Erz aus dem Schacht unserer Seelen losbrecht und zutage fördert. Wir wissen, daß es die Besten und Reinsten sind, denen der Völkerkrieg am liebsten die Dornenkrone blutigen Märtyrertums in die lichten Stirnen drückt. Wir wissen es und sprechen es aus, ohne die Überlebenden und Heimkehrenden kränken zu wollen, unter denen wir ja alle um lieber Lebenspläne willen, trotz aller Bereitschaft der Seele, zu sein hoffen. Aber es sind doch die Besten, die nicht heimkehren, und ich fühle, Gott will es, daß es so ist. Der Krieg ist eine der heiligsten und größten Offenbarungen, mit denen er Licht in unser Leben schüttet. Der Opfertod der Besten unseres Volkes ist nureine gottgewollte Wiederholung des tiefsten Lebenswunders, von dem die Erde weiß, vom stellvertretenden Leiden Jesu Christi.“

*) Vermächtnis, Dichtungen, letzte Aussprüche und Briefe der Toten des Weltkrieges. Zusammengestellt und eingeleitet von Edwin Redslob. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Wilhelm Limpert, Dresden. Vergleiche auch das ergreifende Kriegsbuch des Arztes Gustav Sondermann: Der Toten Werk. Fünf Novellen vom Tod zum Leben. 1930. Cottasche Buchhandlung.

Ja, unsere teuren Toten vollführen ihr „stilles, geisterhaftes Arbeiten an uns und in uns“. Wir spüren es je länger, je deutlicher, daß sie uns etwas zu sagen haben, Wichtigstes zu deuten haben, daß sie uns den Sinn des Lebens und der Weltgeschichte in ein neues Licht rücken, daß ihr dunkles Todesgeschick uns transparent wird und uns zeigt, wie wir „im Tode den Sieg Gottes über uns hereinbrechen lassen“ sollen. Ihr Sterben ruft Triumph: „Tod, wo ist dein Stachel?“ Ihr Letztes ist die Wirklichkeit von Luthers kühnem Wort: „Wenn Gott uns will lebendig machen, so tötet er uns: wenn er uns will zum Himmel aufrücken, so stößt er uns in die Hölle.“

Der Einsender hat den Aufsatz mit folgenden Zeilen begleitet:

Geehrter Herr Professor!

Mit Freude und innerer Bewegung lesen mein Vater, Bruder und ich Ihre Hefte „Philosophie und Leben“. Möchten diese doch auch recht oft von hochehrwürdigen Herren Konsistorialräten gelesen werden.

Neben diesem Wunsche drängt mich heute die Frage, wann Sie das Heft unter den Leitworten „Psychische Grenzzustände“ erscheinen lassen? Hierzu stelle ich Ihnen anliegendes Material*) gern zur Verfügung. Sollte man es für möglich halten, daß derartiges den Mitmenschen an Anschauung zugemutet wird von gebildeten, studierten und dazu noch christlichen, hochbeamteten Persönlichkeiten? Und eine noch bangere Frage: Sind diese Anschauungen allgemeingültige in den meisten obenbezeichneten, doch einflußreichen Kreisen? Leider ist diese Frage nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen und leider gleichzeitig nicht im weiteren Zusammenhange die stärksten Zweifel an einen **wirklichen** Sinn des Lebens (im Gegensatz zu schemenhaften Theorien). Gibt es einen solchen überhaupt hinsichtlich der riesengroßen Not und geistigen Zersplitterung (jeder beweist, daß er recht hat!) oder ist nach Georg Büchner „die Welt das Chaos und das Nichts der zu gebärende Weltgott“? Nihilismus dieser Formulierung gemäß dürfte der Sinn des Lebens sein, falls anliegende Ausführungen nicht als Erzeugnisse obengenannter „Grenzzustände“ anzusprechen sind. Auf Grund unserer sozialen und Kriegserlebnisse möchten wir das belegen:

Mein Vater stand drei Jahre an der Westfront und vor Verdun, heute nach 47jähriger treuer Arbeit in einer Fabrik arbeits- und mittellos.

Mein Bruder wurde 1915 mit 20 Jahren zuschanden geschossen:

*) D. h. den vorstehend abgedruckten Artikel aus der Kirchenzeitung.

Hochsitzender Oberschenkelschuß, fortschreitende Knochenaußsplitterung, das Bein kann nicht amputiert werden, eiert seit dem Verwundungstage täglich.

Ich habe mit meinen kleineren und größeren Geschwistern nur gehungert und die Not einer Proletarierfamilie, die wir sind, bislang im vollen Umfange mit angesehen und miterlebt. —

Mit freundlichen Grüßen von uns allen

F. M.

Dies meine Antwort:

Gehrter Herr!

Sie wissen, unsere Zeitschrift strebt vor allem gegenseitiges **V e r s t e h e n** an. Vielleicht nirgends ist dies schwerer zu erreichen als angesichts des Krieges.

Aus all dem Furchtbaren, das der Krieg und die Kriegsfolgen über Sie und Ihre Angehörigen gebracht haben, verstehe ich durchaus, daß Sie den Krieg auf das Entschiedenste ablehnen und nicht begreifen, wie man so viel Wertvolles am Kriege entdecken kann. Sie glauben sich das nur aus „psychischen Grenzzuständen“ — deutlicher gesagt: aus einer Art. Wahnsinn erklären zu können.

Wenn Sie aber die Frage aufwerfen, ob denn solche Anschauungen in gebildeten, christlichen, einflussreichen Kreisen wirklich verbreitet seien, so glaube ich auf Grund meiner Erfahrungen diese Frage bejahen zu müssen.

Eben diese Tatsache sollte Sie aber veranlassen, einmal ernstlich den Versuch zu machen, jene Anschauungen selbst zu **v e r s t e h e n**.

Ich betone: zu „verstehen“. Damit ist natürlich noch gar nicht gesagt, daß Sie sie **b i l l i g e n**!

Nichts liegt dem Menschen näher, als Ansichten, die ihm fremdartig und unsympathisch sind, als „verrückt“ oder „irrsinnig“ zu bezeichnen. Darin liegt aber das Bekenntnis, daß man sie noch gar n i c h t versteht. Erst dann aber, wenn man „versteht“, wenn man begreift, wie „vernünftige“ Menschen solche Ansichten haben können, erst dann ist man meines Erachtens berechtigt, über sie zu urteilen. Man kann dann immer noch zu einem verneinenden und verwerfenden Urteil kommen.

Bedenken Sie nun, daß die in dem Aufsatz angeführten Äußerungen zur Verherrlichung des Krieges von jungen, begeisterten Menschen stammen, dazu meist von Theologie-Studierenden.

Ist es nicht verständlich, daß der Krieg ein so gewaltiges Erleben bieten kann, daß jugendliche Menschen davon hoch über den Alltag sich erhoben fühlen?! daß gerade auch die Nähe des Todes den Reiz und

die Güter des Lebens aufs stärkste empfinden läßt; daß ferner der Krieg tausendfach Gelegenheit bietet, die edelsten menschlichen Tugenden zu bewähren?!

Denken Sie endlich daran, daß der christliche Glaube ja überhaupt — auch außerhalb des Krieges — an den Menschen die Mahnung richtet: „unter dem Tode zu leben“, das heißt: das ganze Leben aufzufassen und zu gestalten, als ob sein Sinn sei eine Vorbereitung auf den Tod, und auf das ihm folgende „ewige“ Leben! Von diesem christlichen Glaubensstandpunkt aus wird vieles ganz anders gewertet als vom Standpunkt des „Nichtgläubigen“, der ein Weiterleben verneint.

Ich kann es auf der anderen Seite sehr gut verstehen und nachfühlen, daß Menschen, die diesen christlichen Glauben nicht teilen, leicht von einer inneren Empörung ergriffen werden, wenn sie von wohlstuierten Herren Reden zur Verteidigung, ja Verherrlichung des Krieges lesen oder hören, während sie selbst aufs bitterste unter quälenden Kriegsfolgen leiden. Wie leicht werden ihnen dann solche Reden als leere, ja gefühllose Phrasen erscheinen!

Sie mögen das auch im einzelnen Falle sein. Denn ob Worte — Phrasen sind oder inhaltvolle Sätze, das hängt von der seelisch-geistigen Verfassung des Sprechenden ab.

Indessen, will man wirklich — „v e r s t e h e n“ — und das wollen Sie, sonst wären Sie nicht ein so treuer Leser von „Philosophie und Leben“! —, dann müssen Sie den Anderen, den Gegner, den vorläufig nicht Verstandenen als innerlich hochstehend sich denken, nicht als Phrasenmacher oder gar als Irrsinnigen. Nur dann kommen Sie zu einem gerechten Urteil (das vielleicht auch den Gegner überzeugen oder wenigstens Eindruck auf ihn machen kann!).

Mögen Sie der entschiedenste Kriegsgegner sein, Sie werden der Friedensidee nur dann voll gerecht, wenn Sie alles, was zu Ehren des Krieges gesagt werden kann, ruhig anzuhören, tief zu verstehen und unbefangen zu prüfen imstande sind.

Nicht minder sind auch nur solche Gegner des Pazifismus ernst zu nehmen, die ihn nicht mit Schimpf- und Hohnworten abwehren, sondern verstehen, aus wie schwerwiegenden Gründen heute Menschen für die Friedensidee sich einsetzen, die den Krieg nach seinen erhabenen wie seinen grauenhaften und verabscheuungswürdigen Seiten kennen.

Wie unsachlich und damit ungerecht selbst von sogenannten Gebildeten heute über den Pazifismus geurteilt wird, dafür nur ein Beispiel! In einem Artikel, überschrieben „Das Kreuz“, den ein Pfarrer Kondert in der Oster-Nummer der „Deutschen Zeitung“ (Nr. 29 v. 3. 4. 31) veröffentlichte, heißt es:

„Allem Soldatentum ist das Kreuz religiöse Selbstverständlichkeit und Anerkennung zugleich, für jeden pazifistischen Egoisten und selbstischen Krämer ist es das denkbar Feindseligste und Hassenswerteste. Wahrer Glaube und Verkrämung sowohl wie feige Scheu vor dem Kampfe sind einfach unvereinbar, weil jeder rechte Glaube Dienst und Opfer verlangt und der Materialist wie der Pazifist Dienst und Opfer nicht kennen. Und weil ein wertvolles Leben ohne Glauben und Ideale, ohne unbedingte Bindung an einen höheren Willen nicht denkbar ist, müssen wir auch vom religiösen Standpunkt aus den Materialismus und Pazifismus als todbringende Lebensentartung ablehnen und jede Bundesgenossenschaft mit diesen Mächten unter christlicher Flagge als Sünde bezeichnen. Es stehen sich hier zwei Welten gegenüber, die sich gegenseitig ausschließen . . .: die Kreuz, die Ich; die Selbstaufopferung im höchsten Dienste — die Verkrämung und Verkümmern im Dienste des Bauches. Scharf und unerbittlich ist die Scheidung und der Gegensatz.“

Hier wird Pazifismus ohne weiteres mit Materialismus gleichgestellt. Danach ist also der Verfechter der Friedensidee ein selbstsüchtiger Mensch, der nur Sinn hat für materielle Güter, der „im Dienste des Bauches“ steht. So schreibt ein evangelischer Pfarrer, dem es doch bekannt sein muß, daß man mit guten Gründen auch Jesus als Gegner des Krieges, als Mann des Friedens für den „Pazifismus“ in Anspruch nehmen kann. Gegenüber einer solchen moralischen Verunglimpfung des Pazifismus durch einen Pfarrer erscheint es noch relativ harmlos, wenn ein Proletarier das Eintreten für den Krieg auf „psychische Grenzzustände“ zurückführt. „Verstehen“ bedeutet das freilich auch nicht.

Erst wenn diese Stufe des gegenseitigen Sichverstehens und Sichachtens zwischen den Gegnern und Verteidigern des Krieges erreicht ist, kann mit einiger Aussicht auf Verständigung eine sachliche Diskussion über den Krieg beginnen. Soweit sie ethischer Art ist, wird sie in einer Abwägung der Werte und Unwerte des Krieges bestehen müssen.

Religionsphilosophisch wird es von der Art, wie man das „Absolute“ religiös auffaßt, abhängen, ob man im Kriege etwas Gottgewolltes oder Widergöttliches sieht.

Eine theologische Frage endlich ist es, zu entscheiden, wie sich der Christ im Geiste Jesu zum Krieg zu stellen hat.

Wir sind damit erst an die Schwelle des eigentlichen Kriegsproblems gelangt. Aber Ihr Brief, geehrter Herr, veranlaßte mich, zunächst darzulegen, welches die Voraussetzungen beiderseits für eine wirklich sachliche Erörterung dieses Problems sind. Leicht ist es wahrhaftig nicht, diese Voraussetzungen in sich zu verwirklichen.

Mit besten Grüßen an Sie alle

A. M.

Der Sinn des Weltkrieges

Nach Edwin Erich Dwinger

„Alles hebt er zum Ungemeinen“ — dies Wort Schillers über den Krieg findet wieder seine Bestätigung durch Edwin Erich Dwingers Werk „Zwischen Weiß und Rot“ (Jena, Diederichs, 1930. 503 Seiten. Geh. 5,— Mark, geb. 7,80 Mark). Er schildert darin aus eigenem Miterleben heraus auf Grund von Tagebuchaufzeichnungen den gewaltigen Krieg, den in den Jahren 1919/20 die noch zaristisch gesinnten Teile der russischen Armee unter Admiral Kolttschak gegen die „Roten“ (unter Trotzki) führten. Da ist alles „ungemein“: die Tragödie der geschlagenen Armee der „Weißen“ auf ihrem endlosen Rückzug durch Sibirien, die furchtbaren Leiden der mit ihr vor den Bolschewiken flüchtenden „bürgerlichen“ Zivilbevölkerung, die „sabotische Grausamkeit“, die bei „Rot“ wie „Weiß“ entsetzenerregend hervorbricht, aber auch der edle und heldenmütige Sinn, den manche sowohl der russischen Kämpfer wie der von ihnen auf dem Rückzug mitgeführten — deutschen Kriegsgefangenen an den Tag legen. —

Wenn es eine zentrale Aufgabe des Philosophen ist, über das Menschenleben nachzudenken und über sein Wesen zur Klarheit zu kommen, so darf bei der Beantwortung der Frage, was eigentlich das Menschenleben sei, auch das nicht unbeachtet bleiben, was der Krieg an Menschlichem, Unmenschlichem und Übermenschlichem enthüllt.

Von alle dem bietet das Buch Dwingers eine überreiche Fülle, und zwar in einer künstlerischen Darstellung von wahrhaft klassischer Schlichtheit und Strenge. Seine Erzählerkunst ist so groß, daß man sie gar nicht merkt, daß man völlig in den Geschehnissen und Gestalten mitlebt.

Beispiele mögen Zeugnis ablegen! Da erzählt ein russischer Offizier:

„Bei der Schlittenfahrt zu einem kleinen Steppenlager stießen wir auf einen Zug von reichlich sechzig Kriegsgefangenen, die sich von einem tschechischen Kordon¹⁾ getrieben, nur mühsam noch durch die Steppe schlepten. Es waren auffällig kraftlose, ausgemergelte Gestalten — österreichische Offiziere, an ihren zeretzten Uniformen gerade noch zu erkennen. Ich rief den Tschechenoffizier an, der in schwerem Pelz auf seinem Pferde hockte, die dickumwickelten Beine seitwärts spreizte. Was ist mit diesen Leuten?“ fragte ich. „Was schert das Sie?“ antwortete er, ein junger Bursche. Ich habe keinerlei Veranlassung, darüber Aufklärung zu geben.“ Vielleicht doch, wenn Sie unser Schreiben gelesen haben!“ entgegnete ich, reichte ihm den Akt des Allgemeinen Roten Kreuzes. Er nahm ihn nicht einmal, winkte mit spöttischer Bewegung ab. „Das schert mich nichts!“ sagte er lachend. „Spud drauf . . . Diese Gefangenen stehen außerhalb aller Gesetze!“ Und wandte sich den Leuten zu und rief befehlend: „Vorwärts, weiter . . .“

¹⁾ Die Tschechen waren während des Krieges massenweise aus dem österreichischen Heer zu den Russen übergegangen und wurden von diesen später zur Bewachung der österreichischen Gefangenen verwendet.

Herrgott! dachte ich. In unserem Lande ... Sind wir soweit? Und vor allem: Was half es diesen? „Herr“, sagte ich rasch zu einem Delegierten (des Roten Kreuzes), „Sie können zwei Drittel Deutsch, fragen Sie die Gefangenen mit lauter Stimme, warum man sie hier durch die Büste schleift. Wir müssen das erfahren!“ Er verstand mich sofort, richtete sich im Schlitten auf, rief mit aller Kraft: „Was ist mit euch, Kameraden?“

Ich sage Ihnen — wie mit einem Schlag durchlief diese Frage die langen Reihen. Zehn, zwanzig grüßten, drängten auf uns ein ... Einer, ein junger Oberst mit einem gelben Totenschädel, aber schrie überstürzt: „Wir sind alles Offiziere der österreichischen Armee, die in der jetzigen Tschechoslowakei geboren sind! Weil wir uns aber weigerten, in die tschechische Legion einzutreten, um gegen unser altes Vaterland zu kämpfen, schleppt man uns schon seit einem Jahr im Lande herum, läßt man uns hungern, im Freien übernachten, schlägt man uns täglich, gibt man uns Arbeiten, die grausam, tierisch, unmenschlich sind! Aber wenn man uns auch zu Tode quält“, fuhr er fort, „sie brechen unseren Willen nicht! Nicht Folter, Hunger, Pferdebearbeit läßt uns den Eid vergessen — wir bleiben österreichische Offiziere, werden niemals Tschechen!“ ... Er hatte es kaum gesagt, als der Tscheche den Schutzwall seiner Kameraden durchbrach, ihn mit gesporntem Pferd von unserem Schlitten weg zu Boden ritt. Ich werde euch! schrie er geißelnd. „Schlagt sie — vorwärts!“ Sechs, sieben Kameraden hoben den jungen Oberst auf, von allen Seiten stieß der Konvoi mit Kolben auf sie ein, hieben die Legionäre ihnen die Peitschen über die Köpfe.

Wir hielten an. Niemand sprach mehr. Ein Delegierter weinte. Der Zug dieser Lebendigtoten schwankte weiter — wir blickten ihnen nach, bis sie am Steppenhorizont verschwanden. Was hätten wir tun sollen? Wenn wir sie noch weiter verfolgt, wäre es ihnen nicht darauf angekommen, uns alle über den Haufen zu schießen“ ...

Dwinger, als Sechzehnjähriger, in einem deutschen Dragonerregiment bei Kriegsausbruch als Freiwilliger angenommen, war im zweiten Kriegsjahr schwerverwundet in Gefangenschaft geraten. Fünf Jahre hatte er in russischen Gefangenenlagern zugebracht, darunter längere Zeit im Lager Tokkoje, wo von 24 000 Gefangenen in vier Monaten 17 000 meist an Flecktyphus starben.

Dwinger hat seine Schicksale während der Gefangenschaft und die seiner Mitgefangenen in dem Buche „Die Armee hinter dem Stachelbraut“ (Jena, Diederichs. Geh. 4,50 Mark, geb. 6,80 Mark) erzählt. Die folgende Episode ist diesem Buche entnommen:

„Seit Mittag liegt auch der kleine Blank. Er hat gleich hohes Fieber bekommen und schreit nach Wasser. Pod, der zu den Lebenden gut geblieben ist, geht häufig hinaus, und Schnee für ihn hereinzuholen. Er ist zwar etwas gelb von dem überall verstreuten Rot, aber trotzdem ungefährlicher als die trüben Eiszapfen an den Deckbalken, in denen sich Hustenauswurf mit Ausdünstungen der Ruhrkranken kristallisiert hat.

Wir haben Posed und Blank zusammengelegt, um sie gleichmäßig bedienen zu können. Posed ist seltsam ruhig, Blank äußerst aufgeregt. „Jetzt kannst du mir einen Mantel geben“, sagt er zum Artisten. „Jetzt ist es gleich! Ja, gib mir nur zwei, drei, soviel du hast ... Ich habe genug gefroren ...“

„Fähnrich“, sagt er einmal, „ist nicht der Grundstein aller Kirchen das Evangelium? Wie aber heißt das Evangelium? Liebet eure Feinde ... Ich kann es mir nicht deuten ... Vielleicht gibt es einen russischen und einen deutschen Gott?“

Ich drückte ihm einen schneegefüllten Fußlappen auf die glühende Stirn. „Nein, Junge“, sage ich, „es gibt nur einen Gott ...“

Abends redet er irre. „Die Dame bekommt noch ein Pfund Kaffee, Franz!“ ruft er geschäftig. „Guatemala, Extraktorte! Gewiß, gnädige Frau ...“

Es ist Nacht. Ich habe die Petroleumlampe von der Tür genommen und neben mich auf die Pritsche gestellt. Ein paar, die sich vor dem Dunkel fürchten, fluchten mir nach. Auf meinen Knien liegt mein Buch. In meiner mit irgendwelchen Lappen umwickelten Hand steckt ein Tintenflüst.

Ich denke an die Heimat. Ich habe keine Hoffnung mehr, sie wiederzusehen, aber mein Buch soll sie wenigstens erreichen. Es wird viel Tagebücher vom Kriege geben — Gott möge sorgen, daß es kein erschütternderes, daß es kein Dokument wie dieses gibt! Mein Buch genügt für ein Jahrtausend ...

Ich habe mich immer bemüht, kalt und sachlich zu sein. Nichts von meinen Stimmungen und Ansichten hineinzulassen, nur das zu schildern, was ich sah. Wenn ich mein Inneres nicht verschloße, wenn ich aus ihm etwas in seine Seiten fließen ließe ... Nein, niemand würde das lesen noch verstehen können! Es wäre nichts als ein einziger, irrsinniger, unartificialer Schrei ... Mit welchen Buchstaben sollte ich den niederschreiben?

Ich habe keine Hoffnung mehr, hier noch einmal herauszukommen. Darum schrieb ich diesen Abschnitt. Und setze hinzu: J'accuse — ich klage an! Aber ich klage nicht für mich, nein, nicht einmal für meine vierzehntausend Kameraden, die bis heute unter meinen Augen in diesen Erdlöchern verendeten — ich klage um der Schmach und Schande willen, die man hier am Menschlichen beging, an jenem Menschlichen, das von Gott stammen soll. Man schändete nicht uns, dafür waren unsere Leiden nicht klein genug — man schändete über uns hinaus: Gott!

Ich bin müde. Ich kann nicht weiter. Eben ist auf der Nachbarpritsche der Pionier verstummt. Er hielt so plötzlich mit seinem tagelangen, immergleichen Fluchen inne, daß es mir auffiel. Ich hebe die Lampe ein wenig und leuchte ihm ins Gesicht. Er ist tot. Er sieht aus wie alle anderen. Das Individuum ist ausgelöscht. Er ist nicht mehr der Harburger Pionier namens Meier oder Müller — er ist nur mehr ein Flecktphythstoter, Numero 14 324 in diesem Winter, kein Quentchen mehr“ ...

Im Jahre 1919 gelang es Dwinger, aus der Gefangenschaft zu entfliehen. Er wurde aber von einem Truppenteil der „Weißen Armee“ ergriffen und mußte in diese eintreten, weil er sonst erschossen worden wäre. So macht er denn den — anfangs erfolgreichen — Kampf dieser Armee mit und dann — ihren grauenhaften Rückzug, bei dem Hunderttausende elend umkamen, nicht nur von den Soldaten, sondern auch von den „adligen“ und „bürgerlichen“ Familien, die vor den „Roten“ flohen. Unterwegs trifft er auch wieder auf eine Schar Deutscher, mit denen er vorher als Kriegsgefangener zusammengewesen war. Sie werden von den nach Osten hin zurückmarschierenden „Weißen“ mitgenommen. Vielfach unterhält er — der jetzt russischer Fähnrich ist — sich mit seinen Landsleuten.

Da grübeln denn diese Unglücklichen, denen nichts erspart wurde, was an Furchtbarem über Menschen kommen kann, nach über den Sinn dieser Tragödie des Krieges.

Lange, lange können sie zu keinem Ergebnis sich durchfinden, immer wieder stoßen sie an ein undurchdringliches Rätsel.

Endlich in der Nacht kommt es einmal wie eine Erleuchtung über Dwinger: dies entsetzliche Kriegsleiden ist an sich sinnlos, ja sinnwidrig, jedoch man kann ihm einen Sinn geben.

Aber wie? — Wenn wir dafür sorgen, daß dieser grauenhafte Krieg der Letzte Krieg ist.

„Wenn durch die Aufrüttelung, die von uns ausgehen wird, die Menschheit niemals wieder Gleiches duldet . . . Nicht nur ich, wir alle sollen einst davon sprechen, unser Erleben der ganzen Menschheit vor die Augen stellen — das ist sein Sinn! Um das zu können, mußten wir dies leiden . . . Und damit alle, die uns hören, mit uns den Bruderkrieg um jeden Preis vermeiden, gleich uns ihr Letztes geben für den Frieden zwischen den Völkern und im eigenen Volk . . .“

Dwinger hat die Gespräche, die ihn schließlich zu diesem Ergebnis führten, in seinem Buche „Zwischen Weiß und Rot“ ausführlich wiedergegeben.

Wenn das ganze Buch für mich das Gewaltigste und Erschütterndste bedeutete, was ich je über den Krieg gelesen habe, so machten diese Gespräche noch darum einen besonders tiefen Eindruck auf mich, weil mir hier mitten aus der Furchtbarkeit des Lebens etwas bestätigend entgegentrat, was sich mir persönlich als eines der wichtigsten Ergebnisse meines Philosophierens herausgestellt hatte: das Suchen nach einer „sinnvollen Weltanschauung“, in der ein Sinn ohne unser Zutun als etwas metaphysisch Wirkliches da wäre — bleibt angesichts der schwarzen Schatten, die die Welt verhüllen — ergebnislos; über Vermutungen, vielleicht Hoffnungen kommen wir nicht hinaus. Aber aus unserem Streben nach Idealen und wertvollen Zielen heraus können und müssen wir unserem Leben **Sinn geben**, indem wir auch dem Furchtbarsten die besten Seiten abzugewinnen und es zum Besseren zu wenden suchen.

Aus dem tiefen Gefühl dieses innersten Einklanges habe ich jene Gespräche zwischen den heldenhaften Deutschen auf ihrem grauenhaften Zug durch sibirische Eiswüsten im „Nachwort“ zu meiner „Lebensphilosophie“ abgedruckt und habe das Buch Dwinger gewidmet.

Seine Deutung des Sinns des Weltkrieges erscheint mir als die tiefste und für die Zukunft der Menschheit fruchtbarste. A. M.

Lesefrüchte

I. Von der Gegensätzlichkeit der Welt

Die Menschheit in ihrem unermesslichen Leid spürt dunkel, daß die Erlösung, nach der alle Kreatur drängt, nicht billig zu haben sein kann, und so gierig sie zunächst nach allen Erlösungsphilosophien greift, die viel von dem Guten und Schönen der Welt zu berichten haben, so hat sie doch auf die Dauer ein gesundes Mißtrauen gegen alle Philosophien, die nur von der Göttlichkeit des tieferen Wesens der Welt zu berichten wissen, und der Menschheit etwa die Liebe und die Schönheit als Trostbissen, gereicht von einer gütigen Macht des Welthintergrundes, zusteden wollen. Immer wird es sich erweisen, daß ein Philosoph um so unglaubwürdiger wird, je mehr er in der Darstellung des Charakters der Welt die Kontrapunktierung verabsäumt und die Gegenspieler im großen Weltprozeß ausläßt.

Ein Wunder ist es dennoch nicht, daß die Menschheit sich bisher im großen und ganzen von den Philosophen betrogen fühlt und sich lieber an die Religionen hält, wo etwa ein zorniger, unerforschlich waltender Gott gelehrt wird, der die Sünden der Väter an den Kindern heimjucht bis ins dritte und vierte Glied, der aber gleichzeitig die Liebe selbst ist und seines eigenen Sohnes nicht schonte zur Erlösung dieser Welt. Denn diese Dinge treffen zu, wenigstens für den wahren Zustand der Welt, wengleich sie ihn nicht erkennen lehren können und an den Anfang die große Denkmöglichkeit, der außerweltliche Gott, als die *petitio principii* [der grundlos angenommene Grund] aller Dinge gesetzt ist . . .

Wenn es im Neuen Testament heißt: „Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!“, so ist es für den, der um die Welt weiß, gewiß, daß hier nicht von dem empirischen Tod [d. h. dem Sterben des Einzelnen], sondern vom Tod als Wesenheit im kosmologischen Verstand [im Sinne eines zum Weltbestand Gehörigen] die Rede ist; und ebensowenig zweifelhaft ist es, daß dieses Wort über den Tod nur von der Liebe her gesprochen sein kann, daß also dem Tode als reiner Macht nur in der Liebe als reiner Wesenheit die Gegenmacht gesetzt ist . . .

Alle großen Menschen haben darum gewußt, daß jedes Menschenleben in der Tiefe eine Passion ist, ein Austragen von unabwendbarem Leiden . . . Sobald man die große Unbekannte, die alles denkende und erklärende überweltliche Gottheit, die im allgemeinen die Rechnung für das Menschengeschlecht begleichen muß, streicht, und sobald auch das Ich weiß, daß ihm nichts abgenommen wird dadurch, daß vielleicht ein Christus für die Menschheit starb, sobald also das Ich der Welt als Ganzes erstmalig standhält und aus der großen Not der Seele sich der Blick auf jene einzigen Wesenheiten richtet, die als helfende in der gegebenen Wirklichkeit sichtbar werden, dann wird es offenbar, daß es zwei erlösende Mächte in der Welt gibt: die Schönheit und die Liebe. Sie sind Schwesterkräfte, und niemals ist die Schönheit wirkend ohne die Liebe (97).

(Aus Werner Achelis, *Principia mundi*. Stuttgart, J. Püttmann. 1930. S. 76 f. und 97.)

II. Was ist eine Nation?

Was ist die Seele einer Nation? Und — da eine Nation wesentlich Seele ist, sofern sie überhaupt eine Nation ist — worin besteht eine Nation? — Sie ist weder Rasse, noch Umgebung, noch auch Geschichte als solche. Eine Kollektivität ist eine oder sie ist keine Nation, je nachdem ob sie eine *Stärkeinheit* darstellt oder nicht.

(Graf S. Keyserling, *Amerika*. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1930. S. 96.)

III. Popularität von kriegerischen Fürsten

Man kann von den europäischen Völkern im allgemeinen sagen, daß diejenigen Könige als die vollstümlichsten und beliebtesten gelten, welche ihrem Lande die blutigsten Lorbeeren gewonnen, zuweilen auch wieder verscherzt haben. Karl XII. hat die Schweden eigenfönnig dem Niedergange ihrer Machtstellung entgegengeführt, und dennoch findet man sein Bild in den schwedischen Bauernhäusern als Symbol des schwedischen Ruhmes häufiger als das Gustav Adolfs. Friedliebende, zivilistische Volksbeglückung wirkt auf die christlichen Nationen Europas in der Regel nicht so verbend, so begeisternd wie die Bereitwilligkeit, Blut und Vermögen der Untertanen auf dem Schlachtfelde siegreich zu verwenden. Ludwig XIV. und Napoleon, deren Kriege die Nation ruinierten und mit wenig Erfolg abschlossen, sind der Stolz der Franzosen geblieben, und die bürgerlichen Verdienste anderer Monarchen und Regierungen treten gegen sie in den Hintergrund. Wenn ich mir die Geschichte der europäischen Völker vergegenwärtige, so finde ich kein Beispiel, daß eine ehrliche und hingebende Pflege des friedlichen Gedeihens der Völker für das Gefühl der letzteren eine stärkere Anziehungskraft gehabt hätte als kriegerischer Ruhm, gewonnene Schlachten und Eroberungen selbst widerstrebender Landstriche.

(Aus Bismard, *Gedanken und Erinnerungen*. Bb. 3. Stuttgart. 1931. S. 123.)

IV. Kirche, Staat, Wirtschaft, Krieg

Es gab eine Zeit, da der Staat wenig bedeutete im Vergleich zur religiösen Gemeinschaft; im Mittelalter verkörperte die Christenheit in Europa ein sehr viel Wichtigeres als jedes politische Gebilde. Seither nahm der Staat im Vergleich zur religiösen Gemeinschaft unaufhaltsam zu an Macht ... Jüngst nun ist eine Wasserseide gleichsam in der historischen Entwicklung erreicht worden. Nunmehr nimmt die Bedeutung des Staates stetig zugunsten der Bedeutung wirtschaftlicher Verbände ab.

Es beginnt der Standpunkt des Menschen vorzuherrschen, welchem der Krieg nicht letzte Instanz bedeutet, und folglich auch nicht die Politik. Allüberall ist der Mann auf der Straße innerlichst davon durchdrungen, daß die Wirtschaft als solche tatsächlich in der Lage ist, allen und jeden ein gutes Leben zu gewährleisten; nicht minder ist er davon überzeugt, daß Krieg materielle Werte nur zerstören, nie jedoch schaffen kann.

Ferner: kein Apparat beherrscht und führt sich selbst. So war der Staat zuerst der Vasall von Einzelnen oder von Kasten. Dann ward er zum Organ größerer Verbände; auf seinem Zenit war er das normale Ausdrucksmittel einer wohlorganisierten Gemeinschaft. Seitdem aber die Massen de facto die politische Macht erobert haben, wird der Staat immer mehr zum Organ der Masse und ihrer Bedürfnisse. Hieraus folgt dann, daß er bald beinahe ausschließlich — Benthams Auffassung genau gemäß — dem „größten Glück der größten Zahl“ dienen wird. Insofern der Staat dies leistet, hat er Existenzberechtigung.

Das Endergebnis dieser Entwicklung ist klar. Der Staat wird wahrscheinlich nützlicher werden, als er jemals war; seine erhabene Stellung jedoch wird immer mehr zu einer der Post ähnlichen zusammenschrumpfen. Er wird ein ähnliches Schicksal erleben wie sein Haupt, welches erst als von „Gott gesalbt“ galt und zuletzt zu einem auf Zeit oder Dauer von einem gewöhnlichen, als solchen erkannten Menschen besetzten Amt ward.

Eine Ordnung, in der die Politik mit der unvermeidlichen Folge, dem Krieg, an erster Stelle steht, ist der niedrigere Zustand, verglichen mit einer Ordnung, welche ihr Zentrum in der Ökonomie hat ...

Erreicht das Menschengeschlecht einen Allgemeinzustand, der jedem Einzelnen ein zufriedenes Dasein gewährleistet ..., so würde das bedeuten, daß die Vernunft über die rohe Gewalt die Oberhand gewänne und Solidaritätsgefühl den Kampfinstinkt innerhalb gebührender Schranken hielte. Letzterer würde keinesfalls zu wirken ablehnen. Aber es ist ein größerer Unterschied, ob die Elementarkräfte herrschen oder dienen. Aristoteles hatte recht, als er den Menschen das politische Tier hieß: Die Politik gehört wirklich noch zur animalischen Sphäre. Gleiches gilt natürlich auch vom Ökonomischen, wenn es nur als die Betätigung bestimmt wird, die für die Ernährung sorgt. Aber gerade das ist die wissenschaftlich betriebene Wirtschaft nicht, weil hier aller Nachdruck auf Vernunft und geistiger Initiative ruht und der Wohlfahrt der Gesamtheit als Endziel.

(Aus Graf H. Keyserling, Amerika. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1930. S. 237—244.)

V. Paneuropa (nach Nietzsche)

Das praktische Ergebnis der um sich greifenden Demokratisierung wird zunächst ein europäischer Völkerbund sein, in welchem jedes einzelne Volk, nach geographischen Zweckmäßigkeiten abgegrenzt, die Stellung eines Kantons und dessen Sonderrechte inne hat; mit den historischen Erinnerungen der bisherigen Völker wird dabei wenig noch gerechnet werden, weil der pietätvolle Sinn für dieselben unter der neuerungsfüchtigen und verstandeshistorischen Herrschaft des demokratischen Prinzips allmählich von Grund aus entwurzelt wird. Die Korrekturen der Grenzen, welche dabei sich nötig zeigen, werden so ausgeführt, daß sie dem Nutzen der großen Kantone und zugleich dem des Gesamtverbandes dienen, nicht aber dem Gedächtnisse irgendwelcher vergauner Vergangenheit. Die Gesichtspunkte für diese Korrekturen zu finden, wird die

Aufgabe der zukünftigen Diplomaten sein, die zugleich Kulturforscher, Landwirte, Verkehrstenner sein müssen und keine Heere, sondern Gründe und Nützlichkeiten hinter sich haben. Dann erst ist die äußere Politik mit der inneren unzertrennbar verknüpft: während jetzt immer noch die letztere ihrer stolzen Gebieterin nachläuft und im erbärmlichen Körbchen die Stoppelähren sammelt, die bei der Ernte der ersteren übrigbleiben. (Nietzsche, der Wanderer und sein Schatten. 292 f.)

VI. Bedeutung des Weltkrieges für Amerika

Der Weltkrieg stellt das wichtigste Ereignis in der bisherigen Geschichte der Vereinigten Staaten dar, weil Amerika als Ganzes dank der durch ihn verursachten Erschütterung sich zum erstenmal seiner eigenen Seele bewußt geworden ist. Vor dem Weltkrieg betrachtete es sich noch wesentlich als Kolonie Europas oder zum mindesten als einen der vielen Teile der einheitlichen westlichen Welt. Die Erschütterung des Weltkrieges nun brachte dem eingeborenen Amerikaner zum erstenmal sein Amerikanertum zum Bewußtsein; sie ließ ihn erkennen und fühlen, daß er eine ausschließliche Volksseele besitzt.

(Graf S. Keyserling, Amerika. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1930, S. 87.)

VII. Einwand gegen den Pazifismus

Die Behauptung, daß es Kriege immer geben werde (abgesehen davon, daß sie dogmatisch und unbewiesen ist), ist kein Einwand gegen pazifistische Bestrebungen. Kriege müßten auch dann mit aller Energie bekämpft werden, wenn die Gewißheit bestände, daß sie nie aufhören würden. Feuersbrünste werden vielleicht immer wieder entstehen, aber dennoch wird mit Feuerwehr und anderen Sicherungsmaßnahmen nicht gewartet, bis eine schriftliche Garantie vorliegt, daß Brände nie mehr ausbrechen werden. — Auf einem „trotzdem“ und einem „dennoch“ sind alle menschlichen Taten aufgebaut.

(Aus Siegf. Weinberg, Erkenntnistheorie. Berlin, Heymann. 1930, S. 3 Anm.)

VIII. Zum Lob des Krieges

Es steckt eine Schönheit darin, die wir schon zu ahnen imstande sind, in diesen Schlachten zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft, in denen der heiße Wille des Blutes sich bändigt und ausdrückt durch die Beherrschung von technischen Wunderwerten der Macht. Alle Ziele sind vergänglich, nur die Bewegung ist ewig und sie bringt unaufhörlich herrliche und unbarmherzige Schauspiele hervor. Sich in ihre erhabene Zwecklosigkeit versenken zu können wie in ein Kunstwerk oder wie in den gestirnten Himmel, das ist nur wenigen vergönnt. Aber wer in diesem Krieg nur die Verneinung, nur das eigene Leiden und nicht die Bejahung, die höhere Bewegung empfand, der hat ihn als Sklave erlebt. Der hat kein inneres, sondern nur ein äußeres Erlebnis gehabt. Hier fliehet es vorbei, das Leben selbst, die große Spannung, der Wille zum Kampf und zur Macht in den Formen unserer Zeit, in unserer eigenen Form, in der trozigsten und wehrhaftesten Haltung, die wir uns denken können. Vor diesem mächtigen und unaufhörlichen Vorüberfluten zum Kampf werden alle Werte nichtig, alle Begriffe hohl, man empfindet die Außerung eines Elementaren, Gewaltigen, das immer war und immer sein wird, auch wenn es längst keine Kriege und keine Menschen mehr gibt.

(Aus Ernst Jünger, Der Kampf als innerstes Erlebnis. Berlin, Mittler.)

IX. Vom nächsten Krieg

Der englische Außenminister Henderson äußerte in einer Rede zu London im Februar 1931: „Militärfachkundige haben gesagt, daß wir im letzten Krieg ‚en détail‘ getötet haben, aber daß es beim nächsten Male ‚en gros‘ geschehen wird. Wir haben durch die Erfahrung gelernt, daß es unmöglich ist, einen Krieg zu humanisieren. Sobald ein Krieg begonnen hat, kann kein Mensch und keine Regierung ihn kontrollieren. Wir können davon überzeugt sein, daß, wenn wieder ein Krieg ausbrechen sollte, er zu

einer Vernichtung von Menschenleben führen werde in einem Maße, welches wir uns nicht vorzustellen vermögen, zu einer Vernichtung, die höchstwahrscheinlich unsere ganze Zivilisation in einen Abgrund stürzen wird.“

X. Der Papst über den Krieg

In seiner Rede an das Kardinalkollegium, Weihnachten 1930, jagte der Papst: „Es ist unmöglich, es ist schwer, den Frieden zu erhalten, wenn man nicht der wahren Vaterlandsliebe, sondern einem blinden Nationalismus huldigt, wenn an Stelle des Wunsches nach Zusammenarbeit zwischen den Staaten, die Sucht nach der Vorherrschaft die Staatsmänner leitet . . . Wir können, wir wollen nicht daran glauben, daß es irgendwo einen Staat gibt, der so mörderische Absichten hätte, der so selbstmörderisch gesinnt war, einen solchen Krieg entfesseln zu wollen, während die ganze Welt noch unter den Folgen des letzten Krieges leidet. Sollte dennoch ein solcher Krieg ausbrechen, dann müßten wir uns an die Worte der Schrift erinnern: ‚Herr, vernichte die Menschen, die den Krieg wollen.‘ Und die Kirche würde beten müssen: ‚Herr, gib uns Frieden.‘“

Ein Philosoph im Kriege

Aus dem Kriegstagebuch Albert Kleins

I

[Vorbemerkung. Albert Klein, geb. 1877, hatte Geschichte und neuere Philologie studiert und in Geschichte promoviert. Später wandte er sich mehr der Philosophie zu; besonders vertraut machte er sich mit Kant, Friedrich Paulsen (1846—1908) und Frédéric Amiel (1821—1881), einem Genfer Philosophen, dem Verfasser des berühmten Journal intime. In den letzten Jahren vor Kriegsausbruch war Klein an der Gießener Oberrealschule als Oberlehrer sehr erfolgreich tätig. Er rückte als Vizelfeldwebel der Reserve ins Feld. Sein feiner philosophischer und geschichtlicher Sinn befähigte ihn, das ungeheuerere Geschehen in seiner menschlichen Bedeutung tief mitzuerleben, und es war ihm gegeben, die eigenen Erlebnisse und Gedanken künstlerisch darzustellen. A. M.]

4. August 1914, Gießen. Das Bedürfnis nach Sensationen! Und welchen Sensationen! — Massensammlungen, Aufregung, Lärm und Mißhandlung Wehrloser — das ist der Anfang, der Krieg im Innern des Landes.

13. August 1914, 5 Uhr nachmittags. Botanischer Garten. Schattenmantel der Bäume, von Lichtern durchbrochen. Wunderbare Empfindung des Samtenen und Weichen!

Wie das Unbeachtete jetzt Symbol wird: Andacht vor dem Denkstein der Studierenden, die im Kriege 1870/71 gefallen sind, den ich sonst nie des Verweilens wert fand*).

Das kleine Kind auf meiner Bank spielt mit dem Taschentuch der Schwester.

Es ist alles Frieden, Frieden.

Vor den Mauern von Solothurn, wenn ich in Spätsommertagen da war, hab' ich Gleiches gefühlt.

15. August 1931 (Rinzenberg im Hunsrück).

. . . Amiel hat von Hegel übernommen den Geistgedanken: alles Entwicklung des Geistes; den Enzyklopädie-Stufenleiter-Gedanken: Kosmologie, Geologie, Geschichte. Daran geschwifert die Mystik: das Ich zum All erweitert.

16. August (Birkenfeld, bei Lehrer E.). Noch ist alles Idyll, die Ruhe nach dem Marsch, der Austausch der Familienverhältnisse, die freundliche Schwatzhaftigkeit meiner Lehrersleute, von denen die Frau wesentlich agiler, hübscher — ganz unjüdisch — aussieht als ihr Mann, der gelben Teint und gequollene Augen hat.

Idyll war auch der ganze Anfang des Krieges, als wir am Freitag, dem 14. August, 6.10 Uhr nachmittags in Gießen antraten und von „Dswalds Garten“ ausrückten. „Schützenabzug“, Blumen, Zweige an Brust und Helm, Aufschristafeln, Fähnchen, Jubel und Abschiednehmen — nur die Tränen zeigten den Ernst.

*) Der Gedenkstein steht im Gießener Botanischen Garten. (D. Herausgeber A. M.)

Dann die ganze Fahrt, wenn auch nur im Viehwagen, wie eine große Schulkreise für diese armen, einfachen Teufel von Soldaten, die auf diese Weise aus der Ide ihres Daseins heraus und zuerst als freie Reisende in fremdes, deutsches Land hineinkommen. Sie richten sich im Wagen so bequem, als hier möglich ist, ein, immer rücksichtsvoll und zart gegeneinander, trotz rauher Reden; sind froh und singen, warten; einer steht die ganze Nacht und guckt hinaus; einer „die Raß“ hält in der Erregung der Abfahrt eine ungefüge Rede mit Gelöbnis an die, von denen wir scheiden.

Die Eisenbahn fährt nach der Manier von 1835: Beleuchtung, Sitz und Lager, das krampfhaftes Haschen nach Schlaf, den man in der schauerlich gekrümmten Lage nicht finden kann.

Aber die naive Zartheit der Leute ist entzückend. Nießsche, der in Dostojewffis „Memoiren aus einem Totenhaus“ die Anschuld des Verbrechers entdeckt zu haben glaubte, hätte sich wohl besinnen müssen, ob er nicht die Anschuld des Volkes meinte, die sich ihm offenbarte.

Dann Marsch, beschwerlich, in unser erstes Quartier Rinzenbach. Rührend gute Leute, denen wir auch wirklich als letzter Schutz gegen Plünderung und Eroberung viel sind. 18 Mann um einen Tisch; Bramarbasieren, Poltischflugreden, die Glatten, Gewandten à la Kompagnieschreiber, jüdische Kaufleute vorne dran — die Stillen, Gehaltvollen werden sich schon regen, wenn Männlichkeit vonnöten . . .

Das Schönste, Rührendste: die Kameradschaftlichkeit, Hilfe, Fürsorge meines Unteroffiziers Kubse.

19. August 1914 (Birkenfeld). E i n s a m l e i t ist immer die Begleitmelodie zu allen Weisen des Lebens gewesen, die meiner Natur nicht gemäß sind — das Polster, welches sich zwischen mein Herz und die Barbarei der Umstände legt, die Gefährtin, welche mir treu bleibt über alle Gefährtinnen, die warme Hand, die jede Wunde verbindet . . . Wie trübe ich heute die Schreden des Krieges, unzulängliche Vorgesetzte, Angst, Entbehrungen — wenn ich mich nicht immer wieder zu mir selbst flüchten könnte . . . Wie wohl tut jenes Zurüdtreten in sich selbst, das Weilen im stillen, ausgebauten Tempel des Ich, das Nichtshaben-, ja sogar Nichtswissenwollen, das Ruhen und Atmen.

Vergiß mich nicht, du Flötenweise: Einsamkeit, du Engel der Linderung, auch in der Furchtbarkeit dessen, was uns bevorsteht!

21. August 1914, vormittags 10 Uhr (Luxemburg, Promenade). Acht Tage erst von Gießen weg, und schon schreib ich, den Donner einer Schlacht im Ohr. So rasch und so ins Ungeheure tragen des Kriegs Geschehe das Deine mit empor.

Schon der Weggang von Birkenfeld gestern war erster, düsterer als der von Gießen; viel Lachen noch und Fröhlichkeit und Um-sich-gucken, aber auch schon viel In-sich-zusammensinken, Sich-erinnern, dem schönen Vergangenen nachgrübeln.

Die letzten deutschen Moselberge und die ersten luxemburgischen Hügel stehen wie zerschossene Bastionen; der Zug windet sich lange zwischen zerprungenem Gestein wie in einem Sad.

Das ist der Ernst, das ist der Krieg — das zeigten auch die zurückhaltenden Mienen der Bewohner, da wir einrückten; kein Zuruf, kein Hoch, kein Winken aus allen Fenstern, wie wir's bis jetzt gewohnt waren. Nunmehr sind wir Eindringlinge, geduldet, weil wir die Macht haben, aber Eindringlinge, nicht Helfer oder Retter. Nur fast das n i e d e r e Volk auf den Gassen; den französischen Einschlag in Kleidung und Haltung, der in diesen Klassen so leicht ins Freche übergeht.

Gerade darum hat mich der Einmarsch so erhoben, ich möchte sagen, um Minuten so berauscht. Und der Gedanke kam: Das muß der Mann erlebt haben, gebe er doch dafür mit Freuden sein Leben hin. Das Herrscher-Siegergefühl, einer unterworfenen Bevölkerung den Fuß auf den Nacken setzen — und das a n d e r e: Teil sein und, solange man lebt, unentbehrliches, festgehaltenes Glied der ehernen Maschine „Kriegsvolk“, die ihre Kolben vorwärtschiebt, bis sie zerbrechen oder zerbrochen haben.

Und dann kam des Krieges andere Hälfte nach, zu dem Begeisterten kam das Niederdrückende. Die Schule, die schön gebaute, neue, als Kaserne tat meinem Schulmeisterherzen schon weh; dann das Schlafen auf der Strohschütte, den Tornister unterm Kopf, oder vielmehr kein Schlafen, sondern Schlaf erhaschen wollen; aber das Schlimmste doch die prononcierte Roheit mancher Kameraden, die die Rauheit der

Umstände durch noch größere eigene Noheit überbieten wollten. Und am Morgen kein eigentliches Reinigen; Zank ums Zimmer und Widerseßlichkeit!

Wehr' dich, daß du von alledem nicht tief darniedergedrückt wirst und den freien Blick aufs große Opfer vergißt, der dir allein Mut in der Schlacht und, muß es sein, die freudige Hingabe des Lebens schenken kann! —

21./22. August 1914 (Bahnhofswache in Bissen, Luxemburg). Die Wache liegt in einer Scheuer, ein Bild malerisch grotesk. Eine einzige Stallaterne an der Wand schießt schmutzig gelbes Licht in den Dunst, der von dem Heustaub und aus den düsternen Körpern am Boden aufsteigt. — Gestalten kommen und gehen, gekleidet und bewaffnet wie die Tirolerschützen, die Eichendorff in „Ahnung und Gegenwart“ schildert. Ich hätte nicht gedacht, daß ein moderner Krieg noch so viel pittoreske Altromantik geben könnte. Denn, wenn man wachend unter den Leuten hocken muß und sieht, wie die grauen Gestalten in undeutlichem Umriß sich ins Stroh verlieren: was für Farbenwürde für den Maler des Grau in Grau! Selbst diese Situation könnte einem Auge Fezt sein! —

La désintimité — das Preisgeben äußerlicher, aber innerer Dinge vor vielen fremden Menschen — auch eine der Folter, mit denen der Krieg drangalt; sich waschen, seine Füße pflegen — alles vor Kameraden! Da lernt man erst sehen, wieviel Diskretion die Persönlichkeit schon in ganz „äußerliche“ Dinge legt, an die im gewöhnlichen Lauf der Dinge gar niemand denkt.

23. August 1914 (Atttert, der erste belgische Ort). In raschem Tempo sind wir gestern — Samstag — von Bissen weg nach Atttert und haben die belgische Grenze überschritten. In manchen war die Stimmung wilder Lustigkeit zu verspüren, die das Nahen an den Feind gibt — und wahrlich, alle Furcht, alles Bedenken schwindet vor der grotesken Macht des Lebens im Kriege: Regellosgigkeit, Geselzlosigkeit ist das Geselz dieses Lebens; der Born, aus dem wir schöpfen, heißt Augenblick, und jeder ist neu, jeder anders. Zum Chaos zu entarten, daran hindert Disziplin und Selbsterhaltungssinn, und so sagt man vielleicht besser, daß der Krieg das in jeder Minute neu gebändigte Chaos sei.

Welch Summen und Durcheinander zuerst auf der Straße, bis unter all den fremden Truppen, die hin und her wogen, die eigene Masse zusammengehalten und gegliedert ist, bis das Lager in den Schulstuben der Nonnen an sie verteilt ist. Denn die Räume, die sonst nur Frauen und Kindern zugänglich sind, werden nicht respektiert; da strecken jezt die Soldaten, angekleidet, ihre müden Leiber auf Strohschütten.

Und wieviel Verhandlungen erst, bis wir Stroh genug haben, um die 3. Abteilung betten zu können! Die Wirtin, die ich frage, verweist mich zum Maire. Der wohnt gegenüber in einem massiven Haus. Hinten in der Küche — vertrauenerweckend, aber ängstlich — lange Verhandlungen: „Die Truppen haben uns alles genommen; selbst die großen Bauern haben nichts mehr.“ Endlich ist er selbst bereit, uns welches abzutreten. Leute geholt, um die Strohbündel abzuholen; keiner getraut sich im Stall hinter den Traingäulen hinaufzukletteren. Endlich macht's Henri le petit domestique; die Farben fallen an dem Rücken des schlägigen Gauls herunter; endlich steht im Abendshimmer eine Kolonne von 26 Mann, alle mit Stroh ausgerüstet, da und rückt durch den spärlich erhaltenen Hausflur ab.

Neues Chaos, neue Ordnung; der Kaffee! Die Leute wollen etwas Warmes; die Nonnchen sind verstört und ängstlich; mühsam kommt der Vertrag zustande, daß die Frauen kochen, die Leute warten. Zuerst treten sie in Reihen an, — deutsche Soldaten in langer grauer Kette in einer belgischen Nonnenküche! — Dann werden sie aufs Stroh zurückkommandiert; die einzige Beleuchtung Wachskerzen oder elektrise Taschenlampen; endlich wird Ruhe, und Ruhe und ich können uns in dem Pumpenraum vor der Küche bei dem rötlichen, trüben Licht der Stallaterne reinigen und pflegen.

Ja, wer diese Beleuchtungen eines solchen Abends, das Durcheinanderzittern, Verschwinden, Wiederauftauchen des Glühens, seine Farben, seine Schatten silbern könnte, das wäre ein großer Maler, dessen Pinsel Feder hieße! Und welche Macht der Sprache muß besitzen, wer dies ewige Durcheinanderlaufen, jeder zu seinem Zweck kommen wollen (Essen, Trinken, Sachenzusammenhalten), diese Woge der Menschen fest-

zuhalten sich vornimmt! Wie das bürgerliche Leben der geschredten Bewohner nur noch in dünnen Fäden sich ins andere Leben hineinschlingelt; wie ihnen der Sonntag, gleich ihrem Lande, zertrampelt wird — dieses Duldenmüssen und nur Zusehendürfen, die Einstellung unserer Leute auf die paar Genüsse des Augenblicks, nur damit sie in der friedlichen Umgebung nicht ganz in ihre Friedensgefühle zurückfallen; die Schlacht, die gerade im Gang ist und wie eine schwarze Wolke am Horizont dieses Tages und unserer nächsten Zukunft hängt!

Montag, 24. August 1914 (Altter — immer noch!). Gestern, Sonntag, 23., war der erste etwas ungewöhnliche Tag. Uns wurde gemeldet, unsere Bagage sei beschossen worden; die Kompanie sollte zum Schutze nach vorne kommen. Mit 11 Mann ging ich als Patrouille vor; ich sollte bis 1 Kilometer von unserem vordersten Posten vorstoßen und aufklären. Aber es war kein Halten in uns. Zuerst mußten wir, um überhaupt Zuverlässiges zu erfahren, mehr als 2 Kilometer nach vorn zu dem Führer der Ferkolonnie. Da war's denn mit dem Schießen nichts, aber versprengte Franzosen seien gefangen genommen und zu dem Etappenkommandanten Graf Hardenberg gebracht worden — der 3 Kilometer weit stand; vielleicht gäbe der sie ab. Mein Auftrag war sowieso überschritten, ein „Anpiff“ in Aussicht, vielleicht fiel er milder aus, wenn wir die Gefangenen mitbrachten.

Wir ziehen los, bis Nobressart; bekommen sie, bringen sie zurück an all den Kolonnen vorbei, die im Felde links und rechts liegen. Zusammenlaufen, Ausfragen, leider auch ein Stabsarzt! Beschimpfen der armen Teufel (sechs vom 1. Kolonialregiment, ein Dragonerradfahrer, ein Pionier — aktive und Reservisten). So was will uns Krieg machen! Am besten sah noch der Pionier aus, ein hübscher Bursche, aber die anderen: klein, unansehnlich!

Gleich nach Abgabe der Gefangenen kommt eine Munitionskolonnie des VI. Korps aus dem Gefecht. Braucht Boten zum Grafen H., hat aber selbst nur müde Leute und Säule. Also übernehme ich die Meldung. Drei Freiwillige mit, einer ist schon beim ersten Gang dabei gewesen. Unterwegs wird irgendwo an einer Walbede geschossen, — aus einem Jagdgewehr, scheint mir —; das gibt eine wilde Jagd durch Feld und Buschwerk. Die Lust am Gefährdetsein, diese schöne, wilde Lust, zum erstenmal erfahren. Vielleicht Gewehrläufe, so malt ich mir aus, hinter jedem Busch; deine Brust ein breites, warmes Ziel, wie Furchen von der Schar aufzuwühlen, daß der rote Quell sprudelt. Aber nicht die leiseste Angst um mein Leben. Nur gesagt mit meinen Dreien, den Schützen zu kriegen. Vergebens, natürlich; aber dann war ich doch ganz erschöpft, um eine Minute mich hinlegen zu müssen.

In Nobressart beim Etappenkommando erfahren wir den glänzenden Sieg bei Neufchâteau, bringen die Botschaft auf dem Rückmarsch an den hinteren Kolonnen, gefeiert mit Blick und Zuruf, als wären wir selbst die Sieger. —

Krieg — darum liebt ihn Nietzsche — ist das Verheiratetsein mit allem Ungewöhnlichen, mit Gefahr, Entbehrung, Schreck — ist das Ungewöhnliche als Regel, ist das Vorwärtsschlattern der Zeit in bunten, erfüllten Minuten. Kein herrlicheres Loblied des Krieges als dasjenige Schillers in der „Braut von Messina“ — welche Kraft der Phantasie, das so zu Empfindende, nie von ihm Erfahrene in der Vorstellung vorweg zu nehmen!

Bleib du nur treu und segne mich mit deinem Kuß, Göttin des Krieges und der Schlachten, laß mein Herz nicht beben vor dir! —

Am selben Tag, 4 Uhr nachmittags. Das Friedensidyll hinter der Front dauert weiter und erreicht sogar einen Höhepunkt. Jetzt kochen mir die Nönnchen Tee, und wir werden Brot und Gelee dazu haben. Nach letzterem Genuß hat meine Seele geseufzt schon all die Zeit her. (Fortsetzung folgt.)

Besprechungen

Achelis, Werner. Principia mundi. I. Bd. Stuttgart, Püttmann. 1930. 205 S. 10.— Mark.

Dieser „Versuch einer Auslegung des Wesens der Welt“ ist eine Art Weiterführung der Philosophie Schopenhauers, verfaßt von einem tief fühlenden und tief grübelnden Menschen — und geschrieben in einer edlen, eindringlichen Sprache.

Der 1. Hauptteil dieses Bandes enthält eine Lehre vom Schönen, der 2. handelt von der Erkenntnis, vom Tode und von der Liebe.

Aus beiden Teilen seien ein paar besonders charakteristische Sätze hier wiedergegeben. „Rein Kunstwerk gelingt, wenn nicht dem Künstler auf dem Wege über die intensiv erspürte und erschauete Totalität des Seienden die Welt sich als Ganzes erschließt und er nicht in seinem tiefsten Punkt sich als dasselbe entdeckt, was das Wesen der Welt als Ganzes ausmacht. Und dieses ist das philosophische Kriterium für ein Kunstwerk überhaupt. Das Wesen der Welt ist aber nichts anderes als das Geheimnis der Welt, welches ein Eines ist, so wie die Welt ein Eines ist. Das Geheimnis der Welt wird in gelungenem Kunstwerk offenbar.“

Welches ist nun aber das geheimnisvolle Wesen der Welt, das sich im Kunstwerk offenbart und das in der metaphysischen Erkenntnis erfasst wird?

Darauf wird mit Schopenhauer geantwortet: Es ist der Wille als ein dumpfer, sinnloser Drang zum Dasein, der unaufhebbares Leid in sich schließt. Indessen — darin geht Alchelis über Schopenhauer hinaus — das Mitleid, die Liebe wird nicht gefaßt als eine Brechung des Willens, sondern als dessen Sinn. „Der Wille ist seinem Wesen nach liebehaft!“ „Der Wille zum Leben ist gleichzeitig ein Wille zur Liebe.“

Mit der Liebe wird dann aber metaphysisch verknüpft gedacht der Tod.

„Eigentlich tut jeder Mensch auf der Welt nichts anderes als lieben wollen, weshalb er dann, metaphysisch betrachtet, durchaus gut ist. Aber zwischen lieben wollen und in der Liebeserfüllung sein steht das Weltgeheimnis, das Geheimnis der Individuation, also: der Tod.“ Die Macht des Todes erregt um nichts weniger unsere Angst, wenn auch „der Tod gleichzeitig der metaphysische Tor der Liebe ist“. Denn der Tod, der die Aufhebung der Individualität bedeutet, macht erstmalig lebend und offenbart den Weltwillen als leidvoll und liebehaft. (Ich muß freilich bekennen, daß die Gedanken des Verfassers über die wesenhafte Verknüpfung von Liebe und Tod mir ganz klar geworden sind.) A. M.

Dwinger, Edwin Erich. Korjakoff, die Geschichte eines Heimatlosen. 260 S. 4.—7. Aufl. Geb. 5,— Mark. Das letzte Opfer. 195 S. Geb. 5,— Mark. Jena, Diederichs.

Auch abgesehen von ihrem künstlerischen Wert müssen diese beiden Jugendromane Dwingers jeden interessieren, der von seinen großen Kriegswerken: „Die Armee hinter Stacheldraht“ und „Zwischen Weiß und Rot“ erschüttert worden ist. In jenen beiden Romanen hat augenscheinlich viel Erlebtes Gestalt gewonnen. Sie gewähren so tiefen Einblick in eine zarte und sinnige und dabei doch nach dem Höchsten trachtende, herbe und strenge Seele. Tief wahr ist auch die darin sich befindende Psychologie der Geschlechter. A. M.

Kaufmann, Fritz. Geschichtsphilosophie der Gegenwart [Philos. Forschungsberichte, S. 10]. Berlin, Junfer & Dünnhaupt. 138 S. Geb. 5,— Mark.

Die Schrift orientiert gut über die heutige Lage der Geschichtsphilosophie; besonders die Erörterungen über Simmel, Troeltsch, Dilthey, Heidegger seien hervorgehoben.

Aufsätze können z. B. nicht angenommen werden. Beiträge zur „Ausssprache“ sind willkommen.

„Philosophie und Leben“ kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postfach: Leipzig 9886, Wien 156712), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden. Unverlangt eingesandte Schriften werden nach Ermessen der Schriftleitung besprochen. Rücksendung findet nicht statt.

Verantwortlich für Aufsätze und Ausssprache: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, für das übrige Frau Paula Messer geb. Pfaff (siehe, Stephanstr. 25. — Wenn nichts Gegenteiliges bemerkt ist, wird vorausgesetzt, daß Zuschriften an die Schriftleiter in der „Ausssprache“ (ohne, auf Wunsch mit Namensnennung) verwendet werden dürfen. Für unverlangte Manuskripte wird nicht gehalten. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt.

IMMANUEL KANT **ZUM
EWIGEN FRIEDEN**

Mit Ergänzungen aus Kants übrigen Schriften und einer ausführlichen Einleitung über die Entwicklung des Friedensgedankens von Karl Vorländer. 1.20, geb. 2.50

Der Kantsche Friedenstraktat ist jetzt, wo die Völker geistig um dauernden Frieden ringen, wieder „aktuell“ geworden. Kantische Gedanken sind es, die emporsteigen: Ersetzung des rohen Kampfes, des brutal-egoistischen Machtinstinktes durch den geordneten Kampf des Rechts, Beseitigung des anarchischen Zustandes im zwischenstaatlichen Verkehr durch einen von einem Völkerbund getragenen Rechtszustand.

FELIX MEINER VERLAG LEIPZIG

Ein kleines Gelegenheitsgeschenk für geistig interessierte Männer und Frauen ist das

Spinoza-Brevier

von **Arthur Liebert**

RM 2.—

„Allen, denen jene ‚große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt‘, die sich Goethe aus Spinozas Schriften aufzutun schien, von Interesse sein mag, sei Lieberts Brevier bestens empfohlen.“

Wiener Fremdenblatt.

FELIX MEINER VERLAG / LEIPZIG

Soeben erschien:

C A R L M E N N I C K E

Das Pädagogische Problem im Zusammenhang mit der Kulturkrise der Gegenwart

Brosch. 1.20 RM

Der Autor zeigt, wie der heutige Mensch nur in der willentlichen Einung mit dem besonderen Schicksal seiner gesellschaftlichen Gruppe oder, was dasselbe ist, nur in der Teilnahme an der besonderen Verantwortung bzw. der besonderen gesellschaftlichen Gestaltungsaufgabe seiner Gruppe ein Verhältnis zum Ganzen der Gesellschaft gewinnen kann.

Brosch. 1.50 RM

Bereits früher erschien vom selben Autor:
Das Problem der sittlichen Idee in der marxistischen Diskussion der Gegenwart

Brosch. 2.25 RM

Schicksal und Aufgabe der Frau in der Gegenwart

Brosch. 1.50 RM

H E N D R I K D E M A N
Sozialismus und Nationalfascismus

Die Schrift hat den Zweck, in der Zeit der geistigen Entscheidungen einen Beitrag zur Klärung zu liefern, der nachdrücklich betont, daß am Ende jedweder Betrachtung des behandelten Problems eine Wahl zu stehen hat, „eine Wahl nicht bloß der privaten Gesinnung, sondern ein Parteiereifen, eine Entscheidung im Handeln.“

ALFRED PROTTE VERLAG . POTSDAM

NICC. MACCHIAVELLI

Der Fürst

Übers., eingel. u. m. Anm. versehen von Dr. Fr. Blaschke
XXXVIII, 126 S. 2.60, Leinen 3.50, Halbpergament 6.—

Philosophische Tiefe, Sachbekenntnis, freie, wissenschaftlich unbefangene Stellung zum Problem des „Macchiavellismus“ gestalten diese Neuherausgabe des Prinzips zu einer wahren Neuschöpfung.
W. Schlüter in „Rundsch. f. Literat. u. Kunst“

JOH. GOTTL. FICHTE

Machiavelli

Nebst e. Briefe K.v. Clausewitz an F.
Krit. Ausgabe von Hans Schulz
XXII, 65 S. 2.—

Felix Meiner Verlag Leipzig

Soeben erschien:

SIR THOMAS ELYOT Das Buch vom Führer

In Auswahl übers. u. m. Einl. u. Anm. vers. v. Hanns Studniczka
1931. XXX, 128 S. 4.50, Leinen 5.50

Neben Macchiavellis „Fürst“ muß ein Werk gestellt werden, das in seinem Lande den denkbar **größten Einfluß auf die Heranbildung der führenden Schicht** ausübte. Von dem Buch **erscheint jetzt die erste deutsche Übersetzung.** Elyots Hauptwerk ist die erste Theorie jenes Erziehungssystems, dem die weltbeherrschende englische Führerschicht ihr Dasein dankt. Das sichert ihm die Teilnahme derer, denen es um **lebendige geistige Erfassung des politischen Führerproblems** zu tun ist.

Felix Meiner Verlag Leipzig

Wer sich in seinen Ferien hinausgehoben fühlen will in die reine Sphäre klassischen philosophischen Geistes, der vergesse nicht in **seinem Rucksack mitzunehmen** einige Bändchen der

Taschenausgaben der Philosophischen Bibliothek

- Hegel.** Der Staat —.90
Herder. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit —.90
Humboldt. Über die Aufgabe des Geschichtschreibers, —.60
— Denkschrift über d. deutsche Verfassung 1813 —.60
Hume. Von der Freiheit der Presse. Von der Unabhängigkeit des Parlaments. Von Parteien überhaupt. —.60
— Von den ersten Grundsätzen der Regierung. Absolutismus und Freiheit. Die Politik — eine Wissenschaft —.60
Kant. Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht —.40
— Ausgewählte kleine Schriften —.75
— Der Fortschritt des Menschengeschlechts —.40
— Macht des Gemüts —.40
— Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen —.60
Lessing. Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer. Die Erziehung des Menschengeschlechts —.60
Plato. Gesetze X. Buch —.80
Schiller. Über die ästhetische Erziehung des Menschen 1.20
Spinoza. Staat und Recht —.40

Vollständiges Verzeichnis der Sammlung versendet
Felix Meiner Verlag Leipzig